Land und Leute
im
himmlischen Reiche.

H. C. B. BRIEGLEB,
K. B. CUSTOS.

Übersetzung aus dem Russischen und Englischen.

Selbstverlag.

Land und Leute

im

himmlischen Reich.

Für Volk und Jugend
mit besonderer Berücksichtigung von Gottes Wort.

Von

H. C. B. Briegleb.

Vorwort.

Dieses für Volk und Jugend geschriebene kleine Werk hat den Zweck, das Land und Volk des himmlischen Reiches näher kennen zu lehren, jenes Landes, das verhältnißmäßig noch so wenig erforscht ist und doch in jeder Hinsicht so viel Interessantes darbietet, jenes größten Reiches der Welt, das bis vor kurzem den Europäern so gut wie verschlossen war und das erst in neuester Zeit, gezwungen durch die siegreichen französischen, englischen und americanischen Waffen, angefangen hat, seine zahlreichen Seehäfen fremden Schiffen zu öffnen und dadurch in ausgedehntere Handelsverbindungen mit Europa zu treten.

Hat nur erst einmal die europäische und americanische Civilisation in China Eingang gefunden, so wird sich auch mit der Zeit die bisher gehegte, der freieren Entwickelung des überseeischen Handels so nachtheilige Abneigung der Chinesen gegen alles Ausländische verlieren, das chinesische Volk wird in eine neue Bahn treten, ja es ist gewiß dazu bestimmt, noch eine bedeutende Rolle in der Weltgeschichte zu spielen und einer großen Zukunft entgegenzugehen.

Was die gegenwärtige Bildungsstufe der Chinesen betrifft, so sind diese nicht etwa rohe Barbaren, wie die Be-

wohner von Central=Africa oder Australien, vielmehr besitzen die Eingeborenen China's in ihrer Art große Bildung und bedeutende wissenschaftliche Kenntnisse, aber in ihren Sitten und Gebräuchen welchen sie in den meisten Fällen von uns ab, ja oft ist der chinesische Geschmack dem unseren geradezu entgegengesetzt.

Ich will hier nur einige Gegensätze berühren und einiger Verschiedenheiten Erwähnung thun.

Wenn ein Deutscher in einen Laden, ein Zimmer oder die Kirche tritt, so nimmt er seinen Hut ab, der Chinese aber behält denselben auf.

Bei Leichenbegängnissen trägt das deutsche Volk zum Zeichen der Trauer schwarze, das chinesische dagegen weiße Kleidung. Eine deutsche Braut ist gewöhnlich in Weiß gekleidet, eine chinesische in Roth; zu deutschen Visitenkarten verwendet man weißes, zu chinesischen dagegen rothes Papier.

Die meisten Leute in Deutschland waschen ihr Gesicht mit kaltem und ihre Kleider mit warmem Wasser, aber bei den Chinesen findet gerade das umgekehrte Verhältniß statt, sie gebrauchen zur Säuberung des Gesichts sehr heißes, zur Reinigung der Wäsche aber kaltes Wasser.

Wir stecken die Kerze in den Leuchter, sie dagegen stechen den Leuchter in die Kerze; wir verwahren unser Geld in Börsen, die Chinesen reihen ihre, in der Mitte mit einem Loche versehenen Geldstücke an einer Schnur auf.

Wir schreiben und lesen von links nach rechts, die Chinesen aber lesen und schreiben von oben nach unten und

nennen den Theil eines Buches, welchen wir den Schluß benennen würden, den Anfang desselben.

In ähnlicher Weise spricht sich der Gegensatz zwischen europäischen und chinesischen Gebräuchen beinahe in allen Zweigen der Industrie und im gesellschaftlichen Leben China's aus, nur ist leider in manchen Fällen der Contrast weniger sonderbar als vielmehr Bedauern erregend.

In China gibt es nämlich keine Kirchen, in denen der allmächtige Gott verehrt und angebetet wird, im Namen unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und woselbst verwundete kranke Herzen Erquickung finden können in den trostreichen Lehren des Evangeliums, im erhabenen Worte Gottes.

Dagegen gibt es im chinesischen Reiche eine Masse von Tempeln, in denen sich die armen verblendeten Heiden vor stummen, starren Götzenbildern niederwerfen, die sie um Beistand anrufen und von denen sie vergebens Hülfe in der Noth erwarten.

Manche unter den Chinesen besitzen zwar die Bibel, sie lesen auch fleißig in derselben und verehren ihren Inhalt als das wahre Wort Gottes, leider aber ist die Anzahl dieser Gläubigen immer noch äußerst gering im Vergleiche zu der Menge ihrer heidnischen Mitbürger

Hoffentlich wird es jedoch den europäischen Missionairen unter dem Schutze französischer und englischer Truppen bald gelingen, der Lehre unseres Erlösers bei dem chinesischen Volke größeren Eingang zu verschaffen und bedeutendere Christengemeinden sowie auch die nöthigen Kirchen zu gründen.

Dann wird vielleicht eines Tages die Zeit kommen, wo auch die Bewohner China's als der großen Familie einverleibt zu betrachten sind, die einst die ganze Erde einnehmen wird und deren Haupt Jesus Christus ist. Hoffen wir, daß diese glückliche Zeit bald herannahe!

H. C. B. Briegleb.

„Ruhm Dir, o Schöpfer!“

Ruhm Dir, o Schöpfer, Ruhm und dankend Singen!
Du gabst ein gläubig Herz mir in die Brust!
D'rum soll Dein Lob nun auch zum Himmel dringen;
Ich preiß' Dich segnend unter Thränenlust!
O nimm die Thränen hin, die Dir geweihten,
Als Opfer meines Herzens — o mein Gott!
Für Alles, was Du gabst an Freud' und Leiden,
Nach Deiner ew'gen Weisheit Machtgebot!

Wie liebte ich auf Deiner schönen Erde!
Wie strömten die Gefühle wunderbar
Am Tisch des Lebens! — Daß ein Freudenmahl es werde
Wardst Du mir in der Schöpfung offenbar!
Und fehlt' ich — fühlt' ich Thränen und Bewegung...
Das Herz ist schwach; doch fliegend trägt der Geist
Zu Dir mein Sehnen, jede Herzensregung
Zu Dir, den dankend meine Seele preißt!

Inhaltsverzeichniß.

Capitel I.

China's Land und Volk im Allgemeinen!

„Geh, nimm des Morgens Schwingen,
Und flieg' hin über Berg und Thal
Und halt' Dich für verlassen nicht,
Dein Gott ist überall;
Und wo Sein Geist Dich treibt zu wohnen,
Bleib' ruhig unter allen Zonen!"

„China", oder „das himmlische Reich" liegt bekanntlich an der Ostseite Asiens und bildet einen Theil des ausgedehntesten Reiches der Welt. Der Kaiser von China beherrscht nämlich außerdem noch die „Manschurei" und „Mongolei" und stammt selbst aus einer Manschufamilie; aber trotzdem werden seine Staaten von den Europäern: „das chinesische Reich" genannt. — Den Namen „China" leitet man von einer Familie, Namens „Tsin" ab, welche mehrere Jahrhunderte lang im Lande großes Ansehen genoß, und um das Jahr 250 vor Chr. Geb. zur Kaiserwürde gelangte.

Wir nennen die Eingeborenen des Landes: „Chinesen", sie selbst aber nennen sich nie so, noch sprechen sie je von ihrer Heimath als dem Lande der Familie „Tsin", „Chin" oder „China". Sie benennen vielmehr gewöhnlich ihr Vaterland „das Reich der Mitte", weil sie es für den Mittelpunkt und den besten Theil der Erde halten, aus diesen Gründen heißt dasselbe bei ihnen auch das „blühende herrliche Land" oder die „Blume der Mitte"; ferner belegen sie ihre Heimath mit dem Namen: „das Reich unter dem Himmel", und das „Reich zwischen den 4 Meeren", gerade als ob sich außer China auf der ganzen Erde kein anderes Land mehr befände, und als ob es rings von Wasser umgeben sei; wenn aber die Chinesen von sich selbst

sprechen, so nennen sie sich nie anders als: „Söhne des Reichs“ oder „Kinder des Himmels.“

Jetzt nehme man einmal den Atlas und schlage darin die Karte von Asien auf; man wird auf dieser Karte alsbald bemerken, daß das eigentliche China folgendermaßen begrenzt ist: „Im Norden und Westen stößt es an die Manschurei und Mongolei, im Nordosten liegt der Golf von Petscheli, von den Chinesen die „Nordsee“, im Osten das gelbe Meer, von ihnen die „Ostsee“ genannt, und im Süden grenzt das Reich an das chinesische Meer.

Längs der chinesischen Küste giebt es viele felsige Inseln; die größten derselben sind „Formosa“ und die „Tschusan-Gruppe“, aber die bei weitem wichtigste ist die kleine Insel „Hong-Kong“, welche seit 1842 Großbritannien gehört.

China ist ein sehr großes Reich, siebenmal größer als Frankreich und 15 mal so groß als England, Schottland und Irland zusammengenommen, es ist nach Rußland der ausgedehnteste und unter allen Ländern der Erde der dichtbevölkertste Staat.

Der nördliche Theil Chinas bildet eine große, äußerst fruchtbare Ebene, auf der sich nur wenige Hügel erheben, und die von zahllosen Flüssen, Canälen und kleinen Strömen durchschnitten ist, welche im Laufe der Zeit viele stehende Gewässer und Sümpfe erzeugt haben. Größere Baumarten findet man in jenem Flachlande nur wenige, aber längs dem Laufe der Flüsse wachsen viele Weiden-, zahlreiche Pfirsich- und andere Fruchtbäume. Große Massen Reiß, Baumwolle und Bohnen werden auf dieser Ebene angebaut, auch trifft man hier Weizen- und Gerstenfelder. Ferner erzeugt jene Gegend kostbaren Thee und werthvolle Seide, welche beiden Artikel wegen ihrer vorzüglichen Güte in der ganzen Welt berühmt und gesucht sind.

Längs der Ufer der Canäle sieht man Haine von

kleinen Maulbeerbäumen, welche hier gezogen werden, um mit deren Blättern die Seidenwürmer zu füttern.

Im Frühling nämlich, wenn die Seidenwürmer aus den Eiern kriechen, streift das Landvolk alles Laub von den Bäumen, legt es in Körbe und führt diese in kleinen Booten den Städten oder Dörfern zu, welche Seidenzucht treiben. Die Bohnen cultivirt man hauptsächlich, um Oel daraus zu bereiten, welches theils statt der bei uns gebräuchlichen Fettstoffe in der Küche Verwendung findet, theils als Beleuchtungsmittel dient, indem man dasselbe in Lampen verbrennt. Nachdem die Bohnen reif und eingeerntet sind, pflanzt man auf die namlichen Felder Baumwolle. — Die Baumwollpflanze ist ein niederer Strauch mit sehr schöner blaßgelber Blume, welche in der Mitte der Knospe eine purpurrothe Schattirung zeigt. Nachdem die Blume verwelkt und abgefallen ist, erscheint eine Hülse oder Kapsel, die nach erlangter Reife aufspringt, und in der man alsbald ein Bällchen schneeweiße Baumwolle, welches die Saamen bedeckt, wahrnimmt; es wird sorgfältig abgepflückt und an der Sonne gedörrt, nachdem vorher die Saamen durch eine Walze von demselben getrennt sind. Die gewonnene gereinigte Baumwolle spinnen die chinesischen Bauernfrauen zu Garn und verweben dieses zu gröberen und feineren Tüchern.

Das Haupterzeugniß der großen Ebene, welches zugleich auch das wichtigste Nahrungsmittel des chinesischen Volkes bildet, ist aber der Reiß.

Der Reiß gedeiht nur in sumpfigem Boden und deshalb haben die fleißigen Chinesen mancherlei Vorrichtungen erfunden und angebracht, um ihre Felder gehörig zu bewässern. Bei jedem Reißfelde, das gewöhnlich längs der Kanäle oder Wassergräben angelegt ist, befindet sich ein Wasserrad.

Manche dieser Räder werden von Männern mit Händen

und Füßen in Bewegung gesetzt, andere von geduldigen Ochsen, die immer im Kreise herumgehen müssen, um das Rad, welches das Wasser hebt, zu drehen. Die Chinesen schonen die armen Hausthiere aber so viel als möglich und deshalb pflanzen sie neben das Rad oft einen Baum, damit das hartarbeitende Thier und der dasselbe antreibende Bursche durch das dichte Blätterdach einigermaßen Schutz vor den brennenden Strahlen der Sonne finden können. — Die Felder sieht man hier nicht wie bei uns daheim durch schöne Hecken und Baumreihen von einander getrennt, sondern es laufen zwischen denselben Erddämme hin, welche als Fußsteige dienen und zugleich verhindern, daß das Wasser von einem Felde in's andere hinüber fließt.

Beim Säen des Reißes werden die Körner nicht sogleich über das ganze Feld hingestreut, sondern man besät vielmehr zuerst nur ein kleines Stück fetten Lehmbodens in einer Ecke des Feldes. Hier lassen die chinesischen Bauern die jungen Reißpflänzchen ungefähr bis zu 4 Zoll Höhe aufschießen und versetzen sie erst dann in das übrige große Feld. Bevor sie dies jedoch thun, setzen sie das Feld unter Wasser und eggen es, die Egge wird dabei von einem großen Ochsen, einem sogenannten Wasserbüffel gezogen; dieser trampelt mit seinen gewichtigen Füßen derartig im Felde herum, daß die Erdschollen und das Wasser tüchtig mit einander vermengt werden und so der Lehmboden ein schlammiges morastiges Ansehen bekommt. Alsbald nimmt ein Mann einen Korb voll der jungen Reißpflanzen und steckt deren je sechs zusammen in ein Loch in den Morast; auf diese Weise verwandelt sich das lehmigbraune Feld binnen weniger Stunden in eine smaragdgrüne Ebene.

Erinnert dieß nicht unwillkührlich an den Vers der heiligen Schrift: „Wohl euch, die ihr säet allenthalben an den Wassern, denn da mögt ihr die Füße der Ochsen und Esel darauf gehen lassen!“ [Jesajah

XXXII, 20.]; und an jenen anderen: „Laß' Dein Brod über das Wasser fahren, so wirst Du es finden auf lange Zeit!" [Prediger XI, 1.] —

Sehr lieblich sieht die große Ebene im Frühjahre aus, wenn der Reiß grün, und im Herbste, wenn er gelb und reif zum Schneiden geworden ist, dann erscheint alles in seiner Nähe wie mit goldener Fluth übergossen. In diesem nördlichen ebenen Theile China's wohnen Schwärme arbeitsamen Volkes und hier kommen auf die Quadratmeile mehr Menschen als auf den gleichen Flächenraum in irgend einem anderen Theile der Erde.

Verlassen wir nun die große Ebene im Norden, so treffen wir südlich vom Flusse Yan-tse-Kiang auf viele Hügel, von denen einige mit Vegetation bedeckt sind, andere hingegen eine kahle felsige Oberfläche zeigen. In den dazwischen liegenden Thälern baut man Reiß und Getreide, auf den weniger steilen Hügeln Thee; an manchen Hügelabhängen haben die erfinderischen fleißigen Chinesen ganze Schichten von Erde aufgetragen, welche weite Terrassen bilden, die mit Reiß bepflanzt sind.

Was den Anbau und die Behandlung der Theepflanze betrifft, so wird man gewiß gerne etwas Näheres darüber erfahren, da der Thee als Getränke ja fast unentbehrlich geworden ist. Die Theepflanze bildet einen Strauch, der ungefähr die Höhe und den Umfang eines Stachelbeerbusches erreicht; nachdem die Staude ungefähr 3 Jahre alt geworden, pflückt man die Blätter ab und zwar geschieht dieß des Jahres viermal. Diese Blätter werden nun sorgfältig zusammengerollt und theils an der Sonne, theils in einer eisernen Pfanne über Holz- oder Holzkohlenfeuer getrocknet; das Rollen und Trocknen ist übrigens ein sehr zeitraubendes Geschäft. Hierauf verpackt man den gewonnenen Thee in luftdicht schließende Büchsen und diese tragen die Landleute dann zu den Seehäfen hinab, wo dieselben auf die

Schiffe verladen und in alle Theile der Erde versandt werden. Oft laufen Männer mit nur einigen Büchsen, die sie an einem Strick über der Schulter tragen, Hunderte von Meilen weit bis zu den Häfen. Hieraus kann man ersehen, wie viele Mühe und Arbeit die Leute auf den Thee verwenden müssen, bevor derselbe zu unserem Genusse tauglich wird, und bevor wir daraus eine Tasse süßen Getränkes bereiten können.

Einige von den Hügeln in diesem südlichen Theile Chinas tragen schöne starke Bäume, aus denen man vortreffliches Bauholz gewinnt und zwar in so großer Menge, daß damit mehrere Provinzen des Reichs hinreichend versehen werden können. Hier trifft man auch einen sehr sonderbaren Baum, den chinesischen Bananenbaum nämlich, welcher einen bedeutenden Umfang erreicht; er sieht nicht ganz so aus wie der indische Bananenbaum, von dem man vielleicht schon irgendwo gelesen hat. Denn dieser sendet von seiner Spitze Aeste zum Boden nieder, die daselbst Wurzel fassen, und selbst zu Stämmen, so dick wie der eigentliche Baum heranwachsen, sodaß mit der Zeit die weit ausgebreitete Krone des Baumes statt auf einem, auf mehreren Stämmen zu ruhen scheint; der chinesische Bananenbaum hingegen sendet zwar auch von seiner Spitze Aeste nieder, aber diese erreichen nie den Boden, sondern hängen sonderbar genug wie Stricke von den dickeren Aesten herab.

Ein anderer Baum findet sich noch auf jenen Hügeln, der Bambus, der wohl unter allen Bäumen Chinas die meiste Anwendung findet, und dem ich deshalb auch späterhin ein ganzes Capitel widmen will.

Gehen wir nun zum westlichen Theil des chinesischen Reichs über, so bemerken wir auf der Karte, daß derselbe von mehreren Gebirgszügen durchlaufen wird, welche die Namen: „Sih ling" oder „Schneegebirg", und „Yûn ling" oder „Wolkengebirg" führen. Das erstere dieser

Gebirge ist nämlich an seinen höchsten Punkten mit Schnee bedeckt, während die Berggipfel des letzteren bis in die Wolken hineinragen. In jenen Bergen haben die Chinesen Minen angelegt und gewinnen durch dieselben Kupfer, Eisen, Blei, ein wenig Gold und große Mengen Silber, leider aber wissen sie nicht die Minen nach europäischer Weise kunstgerecht zu betreiben und so können sie diese Fundgruben der Natur auch nicht gehörig und vollständig ausbeuten. —

Zwischen den Bergen im Südwesten wohnen verschiedene wilde Völkerstämme, welche von den Chinesen: „Miautsz“ oder „Söhne des Schmutzes“ genannt werden. Sie stehen unter dem Oberbefehl eigener Häuptlinge und wurden nie von den Tartaren unterworfen. Einige jener Bergstämme sind äußerst kriegerisch, aber, stets unter einander von inneren Streitigkeiten zerrissen, erlangen sie nie Macht genug, um ihre friedlicheren Nachbarn beunruhigen zu können. —

Der größte Fluß Chinas ist der „Yan-tse-Kiang“ oder „Sohn des Meeres“. Er ist nach dem „Maranon“ in Südamerika und dem „Nil“ in Aegypten der bedeutendste Strom der Erde, seine Nebenflüsse sind sehr zahlreich und zum Theil auch bedeutend. Bei der großen Tiefe und Breite des Yan-tse-Kiang können Schiffe auf ihm 500 englische Meilen weit fahren, nur an seiner Mündung giebt es leider viele Sandbänke, welche die Schifffahrt gefährlich machen. Die gelbe schlammige Farbe des Yan-tse-Kiang sowie die außerordentliche Flachheit seiner Ufer verhindern uns, ihn für schön halten zu können, doch wer würde wohl gegen einen nützlichen Gegenstand blos deshalb eingenommen sein, weil ihm die Schönheit abgeht? — Ein anderer kleiner aber reizender Strom ist der „Min“; er schlängelt sich äußerst malerisch zwischen prächtigen Hügeln durch die Provinz „Foh-kien“ dahin, und Tausende von Fahrzeugen schaukeln sich auf seinen dunkelblauen Wogen.

Und nun will ich zuletzt noch den „gelben Fluß“ erwähnen, welcher dadurch besonders merkwürdig erscheint, daß er ehedem seinen Lauf dicht neben dem Yan-tse-Kiang hatte, aber jetzt ein ganz anderes Flußbett einnimmt. In früheren Zeiten pflegte nämlich der „gelbe Fluß“ alljährlich aus seinen Ufern zu treten und die umliegende flache Gegend unter Wasser zu setzen; dadurch richtete er aber solche Verheerungen an Feldern, Wiesen und menschlichen Wohnungen an, daß man ihn allgemein nur „China's Schmerz“ nannte. Da entschlossen sich die umwohnenden Eingeborenen, um jenen Ueberschwemmungen ein Ziel zu setzen, dem Fluß eine andere Richtung zu geben und führten diesen Entschluß auch mit der ihnen eigenen Beharrlichkeit aus; ein großer Theil des ehemaligen Flußbettes wurde von ihnen trocken gelegt und wo ehedem die schmutziggelben Wogen des Stroms dahinbrausten, erblickt man jetzt volkreiche Städte und blühende Dörfer.

Den größten Theil der Nordgrenze Chinas bildet die berühmte chinesische Mauer, ein Riesenbau, welcher sich auf einer Länge von 250 Meilen vom Meerbusen Petscheli bis über den Fluß Hoangho hinaus erstreckt und hin und wieder in mehrere Arme getheilt über Berge bis zu 1000 Fuß Höhe und über Flüsse hinführt. Diese Mauer wurde im fünften und sechsten Jahrhundert auf Befehl eines Kaisers aus der Tsin-Familie errichtet und hat demnach ein Alter von mehr als 1400 Jahren, ursprünglich hatte sie den Zweck, die wilden Tartarenstämme an räuberischen Einfällen in das Reich zn hindern; eine Zeit lang zeigte sie sich auch von einigem Nutzen, aber bald reichte sie zum Schutze gegen jene wilden Horden nicht mehr aus, zahlreiche tartarische Heeresmassen drangen vielmehr in China ein, eroberten eine Provinz nach der anderen, und brachten im Laufe der Zeit das ganze große Land unter ihre Herrschaft.

Die große Mauer besteht aus Bausteinen, festgestampf-

der Erde und Lehm, und ist an der Außenseite mit Bausteinen bekleidet; ihre Höhe wechselt zwischen 15 und 30 Fuß, während der Umfang derselben an der Basis 25, an der Spitze 15 Fuß im Durchmesser beträgt, an manchen Stellen ist die Mauer jedoch noch bedeutend dicker. In Zwischenräumen finden sich auf der Mauer Thürme, aus Backsteinen erbaut, angebracht, auch hat man durch dieselbe viele Thore und Thorwege gebrochen, welche ehedem mit Soldaten besetzt waren, um von ihnen bewacht und im Nothfalle auch vertheidigt zu werden. Gegenwärtig jedoch befindet sich dort kein Soldat mehr und die Mauer selbst geräth, da man keine Reparaturen an derselben vornimmt, immer mehr in Verfall. Von den Chinesen wird jener riesenhafte Erd- und Stein-Wall die „10,000 Meilen-Mauer" genannt.

Ein anderes großes, einzig in der Welt dastehendes Riesenwerk der Baukunst ist der „große Kaiserkanal", von den Eingeborenen der „Schleußen-Strom" genannt, im Norden Chinas. Seinen Anfang bei Peking nehmend, geht derselbe in einer Breite von 200 bis 1000 Fuß 650 englische Meilen weit zum Theil in künstlichem Bette auf Dämmen oder Brücken, durch Seen, Moräste und über Flüsse hin bis „Hangtschau" in der Provinz „Tschehkiang". Mitunter findet man den Canal große Strecken weit mit Mauerwerk eingedämmt, sodaß der Wasserspiegel in demselben höher liegt als das umgebende Land; sollte daher einmal das Wasser seine Dämme durchbrechen, so würde durch die Ueberschwemmung gewiß unermeßlicher Schaden an Feldern und Baumpflanzungen angerichtet und viele volkreiche Städte würden dann zerstört werden. An manchen Stellen ist der Lauf des Canals gerade und regelmäßig und man hat daher, wenn man in einem Boote denselben hinabfährt, eine reizende Fernsicht über das umliegende Land mit seinen Maulbeerpflanzungen und Reißfeldern;

hie und da erblickt man auch unter dem Schatten eines Campher- oder Talg-Baumes irgend einen alten verfallenen Tempel von eigenthümlich rother Farbe, außerdem trifft das Auge auf manche ansehnliche Stadt und auf zahlreiche Dörfer, welche sich im Laufe der Zeit um jene große Wasserstraße gebildet haben.

In den, dem Canale benachbarten Distrikten finden sich nur wenige, für den Verkehr zu Lande geeignete Straßen, alle Güter und Reisende werden vielmehr hier zu Wasser befördert; mit der Eisenbahn verglichen, bleibt diese Art zu reisen für Passagiere ziemlich zeitraubend, aber immerhin ist es doch gewiß angenehmer, in einer hübschen kleinen Barke auf dem kühlen Canal dahin zu fahren, als sich auf staubigen Landstraßen in unbequemen Wägen herumrütteln zu lassen. Uebrigens hat man auch Postboote, welche ziemlich schnell fahren; aber leider sind sie zu wenig geräumig, um für mehrere Passagiere mit Bequemlichkeit dienen zu können; am Vordertheil solcher Schiffe sieht man oft eine Reihe großer Vögel sitzen, es sind dies Cormorane, die von ihren Herren zum Fischfang abgerichtet wurden. Auf dem Wasser selbst erblickt man große Schwärme Enten, welche von den chinesischen Landleuten hier gehalten werden, um die Wegschnecken in den benachbarten Reißfeldern zu vertilgen, da dieselben den jungen Reißpflänzchen äußerst schädlich sind.

Climatische Verhältnisse Chinas.

In ganz China herrscht im Sommer eine außerordentliche Hitze und es ist deshalb für Ausländer nie gerathen, ohne Sonnenschirm auszugehen, wenn die Sonne hoch steht. Oft haben die Sonnenstrahlen dort eine solche Gewalt und entwickeln eine so furchtbare Hitze, daß die Leute heftigen Kopfschmerz bekommen, welcher manchmal in Wahnsinn und Tobsucht ausartet; das Volk sagt dann von einem solchen

Kranken, es habe ihn der Sonnenstich getroffen. — Man erinnert sich gewiß einer Geschichte aus der heiligen Schrift, in der man vielleicht manche Stellen etwas übertrieben fand, deren Glaubwürdigkeit man aber nach Obigem nicht länger bezweifeln wird; ich meine nämlich die Erzählung:

Der Prophet Jonas in der Kürbislaube.

Gott sprach zu Jonas: „Gehe hin in die große Stadt Ninive und predige dort alles, was Ich Dir sagen werde.“ Jonas kam sogleich dem Befehl des Herrn nach und reiste nach Ninive ab. Ninive war die Hauptstadt des Königreichs Assyrien, eine äußerst umfangreiche prächtige Stadt; Jonas ging nun eine ganze Tagereise weit in die Stadt hinein und rief unterwegs unaufhörlich: „Noch 40 Tage und Ninive wird untergehen!“ — Als die Einwohner, welche bisher überaus üppig und Gott mißfällig gelebt hatten, diese Worte hörten, überfiel sie große Angst, man ließ ein allgemeines Fasten ausrufen und Alle, vom Vornehmsten bis zum Geringsten zogen Bußkleider an. Auch der König legte seinen Purpur ab, zog ein Bußkleid an und setzte sich auf die Erde, auch ließ er in ganz Ninive ausrufen: „Alle Menschen sollen von ganzem Herzen zu Gott flehen und ein jeder soll vom bösen Wege ablenken und sich zum Guten wenden. Denn vielleicht läßt sich Gott noch besänftigen und verzeiht uns, sodaß wir nicht zu Grunde gehen!“ Und was that Gott nun? Er, der allgütige barmherzige Gott, der ja immer so gerne bereit ist, zu verzeihen, sah, daß die Bewohner von Ninive ihre Sünden bereuten und sich wirklich besserten, — Er erbarmte sich ihrer und ließ die Drohung, welche er der Stadt durch Jonas hatte zukommen lassen, unausgeführt.

Der Prophet Jonas aber gieng, nachdem er seine Sendung in der Stadt erfüllt hatte, gegen Osten zur Stadt hinaus. Die Sonne schien so heiß, daß er ganz matt

und krank wurde. Wie er nun so ermüdet dahin wankte und sich lange vergeblich nach Schatten umgesehen hatte, entdeckte er endlich eine riesenhafte Kürbisstaude, welche der gütige Gott hier für ihn, wie für andere müde Wanderer hatte aufwachsen lassen; er richtete sich hier nun eine Hütte ein und zwar baute er dieselbe so, daß sie von den großen Blättern des Kürbis bedeckt und dadurch vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt wurde. Hier setzte er sich nun ganz gemüthlich in den Schatten, um in sicherer Entfernung und mit aller Bequemlichkeit das Vergnügen zu genießen, das große Ninive untergehen zu sehen; man kann sich wohl denken, daß er nicht wenig begierig auf dieses Schauspiel war und den Anfang und die Entwickelung desselben mit Ungeduld erwartete. Aber leider läßt oft das, was man im Leben am ungeduldigsten erwartet und am lebhaftesten herbeiwünscht, gar lange auf sich warten oder kommt am Ende gar nicht! — So ging es nun auch dem Propheten Jonas. — Er befand sich schon geraume Zeit über die bestimmte Frist auf seinem Posten und hoffte von Minute zu Minute, etwas Außergewöhnliches an der Stadt zu bemerken, aber vergebens, und endlich mußte er wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß er umsonst warte und daß es wenigstens für diesmal mit der Bestrafung Ninive's nichts sei. Er gerieth nun in nicht geringen Zorn, denn einestheils verdroß es ihn, daß ihm die Freude verdorben war, anderntheils war er aber auch sehr eitel und ehrgeizig; er dachte nämlich, man werde ihn für einen Lügenpropheten halten und der Ruf, welchen er bei den Menschen genoß, galt ihm mehr als das Heil derselben. In seiner Erbitterung flehte er nun zu Gott: „Ich weiß wohl, daß Du gnädig und langmüthig bist, daß Du die Sünden gern verzeihst! Nun bitte ich Dich aber, oh Herr! nimm mein Leben hin, denn für mich ist's besser, wenn ich sterbe.“

Gott aber, der ja die schwache Natur der Menschen

kennt, zürnte dem Jonas durchaus nicht, sondern wies ihn vielmehr äußerst mild und freundlich zurecht, und zwar vermittelst der Kürbislaube. Diese war nämlich wegen der Kühle, die ihm dieselbe verschaffte, dem Jonas sehr lieb geworden und er befand sich trotz seiner gereizten Stimmung sehr wohl unter derselben. In der darauf folgenden Nacht aber ließ Gott die Staude durch einen Wurm benagen, sodaß sie bald verdorrte; die Sonne gieng nun auf und brachte einen heißen brennenden Wind mit sich, der dem armen Jonas die Kehle austrocknete; dabei stachen ihm die glühenden Sonnenstrahlen derartig auf den Kopf, daß er beinahe ohnmächtig wurde. Da wünschte sich Jonas auf's neue den Tod. „Für mich ist's besser", sagte er, — „wenn ich sterbe, denn dann bin ich doch von dieser quälenden Hitze befreit, oh Herr, erlöse mich von meinen Leiden durch den Tod!"

Da sprach Gott zu ihm: „Aufgebracht bist Du über das Verderben der Kürbislaube — glaubst Du denn, daß Du hiezu ein Recht hast?" Jonas antwortete: „Ich möchte mich fast zu Tode ärgern, und das mit vollem Recht." „Siehe", sprach nun der Herr: „Du betrübst Dich so wegen einer Kürbisstaude, welche Du weder gepflanzt noch aufgezogen hast, die in der einen Nacht noch in voller Schönheit da stand, und in der anderen wieder verdorrte, ohne daß Du irgend etwas dazu oder davon gethan hast — und Mir sollte es nicht um „Ninive" leid thun, um eine so große Stadt, in der sich mehr als eine halbe Million Menschen befinden — und außerdem noch so viele Thiere?" —

Im Süden Chinas ist das Wetter, selbst um Weihnachten, sehr mild und angenehm. Als vor einigen Jahren in Canton Schnee fiel, wußte sich Niemand zu erklären, was die fallende Masse denn eigentlich sei; die meisten Eingeborenen hielten die weißen Krystalle für vom Himmel gefallene Baumwolle und versuchten dieselbe zu sam-

meln. Gar Mancher berechnete vielleicht schon im Voraus bei sich, auf welche Art sich damit am besten ein vortheilhaftes Geschäft machen lasse, bis er nach einiger Zeit zu seinem großen Erstaunen uud Verdrusse bemerkte, daß ihm die Baumwolle und hiemit das beabsichtigte Geschäft unter den Händen zu Wasser wurde.

Im Norden Chinas herrscht im Winter eine außerordentliche Kälte, welche durch die in jener Jahreszeit wehenden scharfen Winde noch empfindlicher wird; es fällt in diesem Theile Chinas im Winter auch immer Schnee. In Schangai trifft man oft an Plätzen, welche dem Nordwinde ausgesetzt sind, an Wintermorgen sehr starkes Eis, aber bis zum Mittag ist dasselbe vollständig weggeschmolzen; überhaupt entwickeln die Sonnenstrahlen zu jeder Jahreszeit im chinesischen Reich mehr wärmende Kraft als bei uns in Deutschland.

Ein besonders empfindlicher Wechsel von starker Hitze zu strenger Kälte wird durch den „Passatwind" hervorgebracht, welcher während des Sommers über die hohen Schneegebirge Indiens aus Süden oder Südwesten, im Winter aber aus Norden oder Nordosten, gerade von den beeisten Ebenen Sibiriens über China dahin braust. Alsdann, besonders im September und October jeden Jahres, wüthen oft sehr heftige Stürme, die die Engländer „Typhons" (vom chinesischen: tai-foong das sind „heftige Winde") nennen. — Im Allgemeinen ist China ein feuchtes Land, denn es fällt dort viel mehr Regen das Jahr über als bei uns in Deutschland, und selbst mehr als in England; in Folge dessen ist auch das Clima Chinas ziemlich ungesund, es erzeugt mancherlei Krankheiten, hauptsächlich heftige Fieber und sagt den Ausländern deshalb auch nicht besonders zu.

Capitel II.

Eintheilung des Reichs.

Der Kaiser und das Volk.

Vor Allem will ich in diesem Capitel ein Verzeichniß der 18 Provinzen, in welche das chinesische Reich eingetheilt ist, geben und zugleich der chinesischen Benennung derselben eine Uebersetzung in deutscher Sprache beifügen, damit man doch die Bedeutung jener chinesischen Namen sogleich kenne, wenn man ihnen im Atlas oder in den Zeitungen begegnet.

Das eigentliche China theilt man in 18 Provinzen, von welchen jedoch die im Inneren des Landes gelegenen den Europäern verschlossen und deshalb noch sehr wenig bekannt sind. Die Namen derselben sind folgende:

4 Provinzen im Norden des Reichs:

1) Tsch-ili oder Peh-tschi-li, bedeutet:	„Gerader Weg zum Himmel" so genannt, weil darin die Hauptstadt des himmlischen Reichs, Peking, liegt."
2) Schan-tung . . . . . . „	„Die östlich der Berge liegende Provinz."
3) Schan-si . . . . . . „	„Die westlich der Berge liegende Provinz."
4) Ho-nan . . . . „	„Die Provinz südlich des Flusses", nämlich des „gelben Flusses."

5 Provinzen im Osten:

5) Kiang-su, so genannt nach . .	der ersten Sylbe der in dieser Provinz gelegenen beiden großen Städte: Kiang-ning-fú und Súchan-fú.
6) Ngan-hwui, so genannt nach . .	der ersten Sylbe der in dieser Provinz gelegenen beiden Städte Ngan-king-fú und Hwui-tschau-fú
7) Kiang-si, bedeutet	Die Provinz im „Westen des Flusses", nämlich des Yantsekiang.
8) Tscheh-kiang, bedeutet	„Tsche-Fluß oder Fluß mit vielen Krümmungen."
9) Fuh-kien, bedeutet	„Die günstig gelegene Provinz", weil die in ihr liegenden Handelsstädte mit vielen Seeschiffen, sogenannten Dschunken ausgedehnten Handel nach den Häfen von China, Japan und den ostindischen Inseln treiben, und dies hauptsächlich ihrer vortheilhaften Lage an der See verdanken.

2 Provinzen in der Mitte des Reichs gelegen:

10) Hunan, bedeutet	„Die Provinz südlich des Sees"	nämlich des Tong-tingsees.
11) Huh-peh, bedeutet	„Die Provinz nördlich des Sees",	

4 Provinzen im Süden:

12) Kwong-tung, bedeutet	„Der ferne Osten".
13) Kwong-si „	„Der ferne Westen".
14) Yun-nan „	„Die Provinz im Süden der Wolkengebirge."
15) Kwei-tschau „	„Die prächtige Gegend".

3 Provinzen im Westen:

16) Schan-si, bedeutet	„Nordwestlicher Durchgang" (durch die große Mauer.)
17) Kan-suh, „	„Freiwillige Unterwerfung", weil diese, an der großen Mauer gelegene Provinz sich ohne Widerstand den eindringenden Tartaren ergab.
18) Sse-tschuen, „	„Die Provinz mit den vier Strömen".

Diese sämmtlichen Provinzen sind sehr groß und außerordentlich dicht bevölkert; man trifft hier ungeheure Städte, welche oft einen Flächenraum von einer deutschen Meile einnehmen und deren manche eine Einwohnerzahl von einer Million aufweisen, außerdem gibt es noch ansehnliche blühende Dörfer, nette Weiler und eine Menge hübscher Bauernhäuser daselbst. Im Jahre 1859 hatte China nach amtlichen Quellen eine Bevölkerung von 400 Millionen Seelen, dies ist eine ungeheure Anzahl, denn es hat demnach 8 mal soviel Einwohner als Deutschland oder Frankreich, und 16 mal mehr als Großbrittanien und Irland zusammengenommen.

Um die Zahl der Einwohner amtlich genau berechnen zu können, ist jedes Familienoberhaupt von der kaiserlichen Regierung aus verpflichtet, ein Verzeichniß der sämmtlichen Bewohner seines Hauses anzulegen. Dies geschieht auf folgende Weise: „Der Hausherr schreibt nämlich die bezüglichen Namen auf ein hölzernes Täfelchen und hängt dieses außen an der Hausthür auf; von Zeit zu Zeit macht dann ein kaiserlicher Beamter die Runde durch die ganze Stadt, geht von Haus zu Hause und sieht jene Täfelchen genau durch, ohne jedoch dabei in die Wohnungen selbst zu treten. Hierauf zählt er die verschiedenen Personennamen zusammen, trägt die erhaltene Summe in

eine mitgebrachte Tabelle ein und liefert diese, nachdem er die Inspection aller Täfelchen in der Stadt beendigt hat, an seine Vorgesetzten ab. Auf ähnliche Weise verfahren die hiezu aufgestellten kaiserlichen Beamten in allen Städten und Dörfern China's und schicken sämmtlich ihre Tabellen an die kaiserliche Regierung ein, welche nun aus allen eingelieferten Verzeichnissen eine allgemeine große Schätzungsliste aller Einwohner im ganzen chinesischen Reich durch die betreffenden Beamten ausziehen läßt. —

Was das Familienleben in China betrifft, so stellt sich dasselbe, wenn auch vielfach abweichend von dem unsrigen, doch in seiner Art ziemlich geordnet dar. Gewöhnlich wohnen Großvater und Großmutter mit ihren Söhnen, Töchtern und Enkeln in dem nämlichen Hause beisammen; die einzelnen verwandten Familien haben dabei zwar getrennte Wohn- und Schlafzimmer, aber vereinigen sich zur Essenszeit um einen und denselben Tisch und nehmen hier gemeinschaftlich ihr Mahl ein. Ferner bearbeiten sämmtliche Familienglieder alle zum Hause gehörigen Felder und sonstigen Grundstücke zusammen und vertheilen den Ertrag derselben nach dem Verhältniß gleichmäßig unter sich. Befinden sich unter den einzelnen Gliedern der Familie solche, die von schwächlicher Constitution oder zu jung sind, um bei den vorkommenden Arbeiten den Anderen zu helfen, so werden jene von den Aelteren und Kräftigeren so lange unterstützt, bis sie im Stande sind, selbst mit Hand anlegen zu können. Alle aber im Hause hängen von dem Familienoberhaupte ab und blicken zu demselben stets nicht nur mit der größten Ehrerbietung auf, sondern sie nehmen auch bei etwa vorfallenden Streitigkeiten immer ihre Zuflucht zu ihm und fügen sich seiner Ansicht und Entscheidung immer als der allein maßgebenden und richtigen. Aber nicht nur bei dessen Lebzeiten erweisen sie ihrem Oberhaupt alle mögliche Ehre und Aufmerksamkeit, sondern sie

feiern auch, worüber ich in einem späteren Capitel etwas Näheres erzählen werde, dessen Andenken, nachdem es gestorben ist.

Der chinesische Ackerbau steht auf sehr hoher Stufe; jeder Fuß Landes, auf dem möglicherweise etwas wachsen kann, wird von dem fleißigen chinesischen Landmann angebaut, um Getreide und Gemüse darauf zu ziehen und dadurch die nöthigen Nahrungsmittel zu gewinnen, aber trotzdem würden jene Bodenerzeugnisse allein nicht ausreichen, um die ungeheuere Bevölkerung des Reichs genügend damit zu ernähren; erst in Verbindung mit der Einfuhr aus anderen Ländern und den verschiedenen animalischen Nahrungsmitteln ist es möglich, den erforderlichen Nahrungsstoff aufzubringen. Hauptsächlich genießen die Chinesen zu ihrem Reiß viele Fische, mancherlei Vogelarten und besonders gern Schweinefleisch — außerdem finden sie aber auch Geschmack an dem Fleische mancher Thiere, welche von anderen Nationen als zur Nahrung untauglich oder wenigstens für unappetitlich gehalten werden, wie z. B. der „Pferde, Esel, Hunde und Katzen". —

Größere wilde Thiere trifft man in China sehr wenige an; in der Nähe von Städten bemerkt man zuweilen eine Art wilder Katzen, in wenig bewohnten Districten gibt es wilde Eber und Sauen, während man tiefer in Gebirgsgegenden hin und wieder Leoparden, Luchse, Bären; Wölfe, Moschusthiere, grunzende Büffel und Zwerghirsche sehen kann. Außerdem gibt es in China eine Art zum Fischfange abgerichteter großer Vögel, „Cormorane" genannt, Gold- und Silberfasane, Pfauen, Paradiesvögel und Schlangen.

Die Industrie wie die Bildung des Volkes steht in China in manchen Zweigen auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe, ist aber seit mehreren Jahrhunderten ohne den geringsten Fortschritt stehen geblieben. Zwar hält man

dort viel auf Wissenschaft und Kunst und zahlreiche Schulen verbreiten Kenntnisse unter dem Volke, aber der Aberglaube, der Despotismus, der knechtisch demüthige und dabei doch stolze und eingebildete Character der Bevölkerung, sowie das starre Festhalten am alten Herkommen und die allgemeine Verachtung alles Ausländischen, wenn auch seine Vorzüge ins Auge springen, legen dem freien Aufschwunge die schwersten Fesseln an. Indessen hat China seine Unveränderlichkeit schon theilweise aufgegeben, weil es sich anstrengt, den Einfluß, welchen England, Frankreich und Nord-America auf dasselbe, besonders seit dem Kriege von 1860 ausüben, abzuwehren.

Die Fabrikindustrie ist bedeutend und liefert vortreffliche, verhältnißmäßig wohlfeile Gewebe in Seide, Baumwolle und Wolle, viele gestickte und mit Gold und Silber durchwirkte Stoffe, ausgezeichnete Arbeiten in Metall, Elfenbein und Schildgrot, welche zum Theil die europäischen übertreffen, prachtvolle Malereien und das beste Porcellan.

Die Chinesen haben viele wichtige Erfindungen, wie die des Schießpulvers, des Buchdrucks, des Compasses &c. viel früher als die Europäer gemacht; aber seit der Zeit, um welche sie dieselben erfanden, haben sie daran nicht die mindeste Verbesserung angebracht, vielmehr stehen die Chinesen, wie oben erwähnt, mit ihren Erfindungen auf derselben Stufe, wie vor vielen Jahrhunderten. Wie sehr haben sich andere Nationen seit Daniel's und Esther's Zeiten verändert! aber die Chinesen sind heute noch in ihren staatlichen Einrichtungen, Gewerben und Sitten dieselben, die sie vor 2000 Jahren waren. Nur eines Beispiels laßt mich hier Erwähnung thun, aus welchem man einen Schluß auf den Stand der chinesischen Industrie im Allgemeinen ziehen kann:

„Als man in Europa den Buchdruck erfand, wurden die Lettern in einen hölzernen Block geschnitten, sodann

mit Schwärze bestrichen und auf angefeuchtetes Papier gepreßt, um einen Abdruck zu erhalten. Jetzt aber werden bei uns die Lettern aus Metall gemacht und getrennt, sodaß man mit den nämlichen Metalltypen eine Menge verschiedener Schriftsachen drucken kann, was gewiß bequemer und wohlfeiler ist, als wenn man bei jeder neuen Seite einen anderen Holzblock gebrauchen müßte. Die Chinesen kannten die Kunst, von einem Holzblock abzudrucken, schon 500 bis 600 Jahre, bevor sie in Europa bekannt wurde, aber nie sind sie auf den Gedanken, trennbare Metalltypen anzuwenden, gekommen, sondern drucken heute gerade noch auf dieselbe Weise, wie ihre Vorfahren vor 2000 Jahren.

Die chinesischen Handwerker sind sehr arbeitsam, aber sie entwickeln bei der Arbeit nicht besonders viel Energie; übrigens dauern sie lange aus, bringen aber in einem Tage bei weitem nicht soviel zu Stande, als ein deutscher Arbeiter in der gleichen Zeit; oft verwenden chinesische Künstler auf ein einziges Kunstwerk jahrelang den unermüdlichsten Fleiß, ohne der langwierigen Arbeit überdrüssig zu werden. Den besten Beweis des geduldigen ausdauernden Characters chinesischer Künstler und Handwerker geben wohl jene geschnitzten, gedrechselten, bemalten und lackirten Geräthschaften und Gefäße, welche man Chinoiserieen nennt, und die in neuerer Zeit bei uns, besonders aber in England und Frankreich beliebte Luxusartikel geworden sind. Der Geschmack, in dem die meisten dieser Gegenstände gearbeitet sind, entspricht dem europäischen Schönheitssinn nicht, findet aber wegen seiner Seltsamkeit viele Liebhaber unter den Europäern.

Die chinesischen Handwerksleute besitzen einen außerordentlichen Grad von Neugierde. Wenn zwei Unbekannte bei einem Handelsgeschäft oder auf andere Weise mit einander zusammentreffen, so legen sie sich alsbald folgende Fragen vor: „Wie ist Ihr werther Name?“ Darf

man Ihr ehrwürdiges Alter wissen?" „Wie heißt Ihr berühmter Geburtsort?" — Die Höflichkeit erfordert es, darauf zu entgegnen: „Mein unbedeutender Name ist....", „mein armseliger Geburtsort heißt...." Wenn man in den Straßen spatzieren geht, kommt es oft vor, daß man von gänzlich Unbekannten angehalten und gefragt wird: „Wo gehen Sie hin?", doch ist es durchaus nicht nöthig, die Neugierde solcher Leute zu befriedigen, man braucht vielmehr nur zu antworten: „Mein Weg geht nach Süden, Osten oder Westen", — wie es Einem gerade einfällt. Hauptzug im chinesischen Charakter sind der Stolz und die Selbstsucht. Wenn ein Chinese von sich selbst spricht, so gebraucht er nur Worte, welche die tiefste Demuth und den geringen Werth, welchen er auf seine Person legt, ausdrücken sollen, aber dieß alles ist nur Schein und Heuchelei. Die Chinesen halten sich nämlich für klüger und gebildeter als alle übrigen Nationen und wünschen deshalb auch durchaus nicht, sich nach dem Muster der letzteren weiter auszubilden und zu vervollkommnen.

Im nördlichen Theile des Reichs sind die Eingeborenen von leichtem lustigem Temperament, friedliebend und angenehm im Umgange, im Süden hingegen ist der Charakter des Volks ziemlich ungestüm und hitzig, und in manchen findet man die Leute sogar äußerst mürrisch und feindselig gegen Fremde.

Wenn Chinesen unter sich in Streit gerathen, so machen sie großen Lärm, zanken einander heftig und gebrauchen dabei alle nur erdenklichen Schimpfnamen, aber fast nie treiben sie es soweit, daß der Streit in grobe Thätlichkeiten oder gar, wie so oft in Deutschland, in eine allgemeine Schlägerei ausartet. Der Grund hievon ist hauptsächlich darin zu suchen, daß man in China selten durch geistige Getränke berauschte Männer antrifft, die Leute deshalb dort, wenn sie sich auch noch so sehr mit Worten

ereifern, doch immer nüchtern, das heißt bei vollem Verstande sind; während man im Gegentheil bei uns in Deutschland beinahe täglich Gelegenheit hat, auf Menschen zu stoßen, welche sich durch übermäßigen Genuß von Bier und Branntwein noch unter das Thier erniedrigt und für nichts anderes mehr Sinn haben, als sich täglich auf's Neue zu berauschen und dann sich mit ihresgleichen herumzuprügeln und andere friedliebende Leute zu beleidigen.

Oh, meine lieben jungen Freunde! die ihr diese Zeilen lest, nehmt euch ein Beispiel an der Enthaltsamkeit jenes fernen Volkes! Wenn je im Leben euch Jemand versuchen will, geistige Getränke im Uebermaß zu euch zu nehmen, weist ihn mit Entschlossenheit und Abscheu zurück, sei es auch euer bester Bekannter, denn haltet euch versichert, das erste Glas, welches ihr zu viel genießt, bildet den Anfang einer langen Reihe von Selbstvorwürfen, von Noth, Kummer und Verzweiflung. Denkt ja nicht, daß euch ein einziges Glas, über den Durst getrunken, nichts schadet; wer a sagt, muß auch b sagen; wie viele junge hoffnungsvolle Leute wurden schon dadurch, daß sie sich dem Trunke ergaben, um Tugend, Verstand und ihr ganzes irdisches Glück gebracht, wer aber war an ihrem Unglück schuld? — hauptsächlich jene falschen sogenannten Freunde, welche sie als ihre bittersten Feinde hätten betrachten und verabscheuen sollen; hütet euch deshalb vor jenen unverständigen oft bösartigen Menschen, welche euch allmählich um Ehre und inneren Frieden bringen und einem gewissen Abgrunde zuführen, und wenn sie euch Alles, Vermögen und Frohsinn geraubt haben, euch — verlassen.

Wie oft haben sich junge gebildete Männer durch Andere, mit denen sie sich in Gesellschaft befanden, aus Eitelkeit verführen lassen, mehr geistige Getränke zu sich zu nehmen, als ihnen die Rücksicht auf ihre Gesundheit ge-

stattete, auch euch wird es vielleicht begegnen, daß junge übermüthige Burschen, denen noch kaum der Bart am Kinn hervorsproßt oder alte in ihrem Bierdunst eingerostete Spießbürger euch, wenn ihr auf der Weigerung beharrt, über den Durst zu trinken, zurufen: „Man sieht eben, daß ihr keine Männer seid!“ so laßt euch solche Reden doch ja nicht kümmern, denn dieselben sind wahrlich nicht mehr werth als das Geschwätz müssiger alter Weiber und Cafeeschwestern. Bedenkt vielmehr dagegen: „Enthaltsamkeit und Selbstüberwindung macht den wahren Werth des ächten Mannes aus!“ Sucht deshalb jene Verblendeten zu überzeugen, daß sie sich im Irrthume befinden, und gebt euch Mühe, dieselben zur Ordnung und Mäßigkeit zurückzuführen; gelingt euch dieß aber trotz aller Anstrengung nicht und beantworten jene eure gute Absicht auch ferner nur mit Hohn und spöttischen Redensarten, so flieht die Gesellschaft solcher Leute, welche eurer Zuneigung nicht würdig sind, und verachtet sie als schwache, willenlose, dem Genusse ergebene Menschen! —

Habe ich euch soeben erst eine Tugend des chinesischen Volkes gerühmt, so thut es mir jetzt um so mehr leid, von den Chinesen sagen zu müssen, daß ihnen nicht in allem, was sie sprechen, Glauben geschenkt werden darf; auch lieben sie das Geld sehr, und suchen oft mehr für ihre Waaren zu bekommen, als deren wirklicher Werth beträgt, obwohl sie recht gut wissen, daß es unrecht ist, ihre Nebenmenschen zu betrügen. „Aber können wir es anders von jenem Heidenvolke erwarten?“ — gibt es ja doch in unseren christlichen deutschen Staaten nur allzu viele Leute, die es gerade so, wenn nicht noch ärger machen, wie die Chinesen!

Außerdem zeigen sich die Chinesen zuweilen gegen Arme, Schwächliche und Kranke hartherzig und vernachlässigen deren Unterstützung und Pflege, darf uns dieß aber

so sehr Wunder nehmen? Die armen Heiden haben ja keine Religion, welche vor Allem zur Liebe gegen den Nächsten ermahnt, auch bot sich ihnen in ihrer Jugend nie Gelegenheit, von unserem Heiland erzählen zu hören, der ja auch für sie litt und, um sie von ihren Sünden zu erlösen, für sie starb; von Ihm, der uns durch seine unendlichen Leiden und schmerzlichen Tod das erhabenste Beispiel gab, daß die Liebe zum Nächsten so stark sein müsse, um alle selbstsüchtigen Rücksichten bei Seite zu setzen, und nur für das Gesammtwohl bedacht zu sein!

Der Kaiser und seine Beamten.

Die Chinesen werden, wie bereits erwähnt, von einem Kaiser beherrscht, der kein geborener Chinese ist, sondern vielmehr aus einer Manschufamilie abstammt. Die gegenwärtige Dynastie regiert bereits länger als 200 Jahre über China; der Stammvater derselben war ein Tartaren- oder Manschu-Häuptling, welcher um die Zeit, als in Deutschland der dreißigjährige Krieg wüthete, einen großen Theil Chinas eroberte und im Jahre 1644 seinen Regierungssitz in Peking aufschlug Dieser Kaiser führte den Namen „Schuntschi“, seine Familie benannte er die „große, edle Dynastie, womit er sagen wollte, daß er, sowie alle seine Nachfolger lediglich darauf bedacht seien, ihr Volk glücklich zu machen, und jedem, auch dem geringsten der Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; das ganze chinesische Reich erhielt damals den Namen: „Ta-tsing-Koh“, was soviel bedeutet, als: „Großes, edles Königreich“.

Anfangs wollte das Volk nicht den fremden Fürsten über sich regieren lassen, und kämpfte lange gegen die angemaßte Herrschaft, es währte deshalb viele Jahre, bevor jener das ganze weite China seinem Scepter unterwerfen konnte. Als ihm dieß endlich gelungen war, befahl er, daß sich alle Männer den Vorderkopf glatt rasiren

sollten, wie es so bei seinem eigenen Stammvolke Gebrauch war, aber was half ihm das? zwar hatte er nun die Chinesen dem Aeußeren nach in Manschu's verwandelt, aber nie konnte er ihnen damit zugleich den kriegerischen, ritterlichen Charakter der ersteren beibringen und zu eigen machen.

In den meisten großen Städten Chinas gibt es ein besonderes Quartier, welches durch Mauern gegen äußere Angriffe geschützt ist, und in dem die Manschu's wohnen. Sie stehen unter einem General, der verpflichtet ist, mit aller Strenge einzuschreiten, falls sich die in der übrigen Stadt wohnenden Chinesen gegen die kaiserliche Gewalt auflehnen sollten. Uebrigens wohnen beide Nationalitäten ruhig neben einander, doch lieben sie sich gegenseitig nicht besonders, auch wird ihnen nicht erlaubt, unter einander Heirathen einzugehen. Die Manschu's oder Tartaren besitzen viel mehr Energie, aber bei weitem nicht die Ausdauer und zähe Beharrlichkeit der Chinesen, sämmtliche waffenfähige Tartaren müssen Soldaten werden, nie gestattet ihnen die Regierung, ein Handwerk zu erlernen und zu betreiben, deshalb sind auch alle im Tartarenviertel ansässigen Kaufleute, Lieferanten und Handwerker geborene Chinesen.

Als der erste Kaiser aus der Familie Manschu seine Herrschaft in China befestigt hatte, gab er zwar manche neue Gesetze und schaffte viele veraltete ab; aber alle Gesetze, an welche das Volk gewöhnt war, durch neue zu ersetzen, dazu war er zu klug. — Die Gesetzbücher und überhaupt die Bücher, welche bei den Chinesen für die werthvollsten gelten, und die sie für unübertrefflich halten, sind die Werke der beiden chinesischen Gelehrten Confucius und Mencius; diese aber lehren dem Volke, seinem Herrscher treu zu sein und demselben unter allen Umständen zu gehorchen; in Folge dessen thut die kaiserliche Regierung Alles, um das Volk zum Studium jener Werke zu ermuthigen und anzufeuern.

Jedes Jahr werden zu diesem Zweck in den größeren Städten Prüfungen abgehalten, wobei oft Tausende von Studenten zugegen sind: glaube man aber ja nicht, daß man diesen dann Fragen über die, im Laufe ihrer Studienzeit sich angeeigneten Kenntnisse in der Mathematik, Geographie und fremden Sprachen vorlegt, durchaus nicht! Vielmehr schließt man jeden der Examinanten in ein besonderes Zimmerchen ein, in welchem sich nur Stuhl, Tisch und Papier, Pinsel und Tusch zum Schreiben befinden, und hier muß er ein bestimmtes Capitel aus den Werken des Confucius oder Mencius aus dem Gedächtniß niederschreiben. Vermögen dieß die zu Prüfenden, so ist es ein Beweis, daß sie die Werke ihrer Gelehrten sorgfältig studirt haben und im Stande sind, ihre Muttersprache geläufig und richtig zu schreiben; machen sie aber auch nur ein einziges Schriftzeichen falsch, so werden ihre Arbeiten zurückgelegt und sie können sich für diesmal für durchgefallen betrachten. — Besteht aber Einer in seiner Vaterstadt die erste Prüfung, so fängt er von Neuem an, zu studiren, um sich auf die zweite Prüfung, welche in der Hauptstadt der betreffenden Provinz abgehalten wird, vorzubereiten; hat er diese glücklich überstanden, so wartet seiner noch das letzte schwerste Examen, das man in der Hauptstadt des Reichs, in Peking abhält; gelingt es dem Examinanden, auch dieses letzte zu bestehen, so hat er damit Anspruch auf irgend eine einträgliche Stelle oder ein höheres Amt erlangt, welches ihm der Kaiser gewöhnlich auch früher oder später verleiht.

Aber die wenigsten unter den Studirenden bringen es bis zur letzten Prüfung, viele Hunderte derselben bemühen sich vielmehr vergebens, das erste Examen zu bestehen, immer wieder versuchen sie ihr Glück von neuem, aber leider oft bis in ihr spätes Alter ohne Erfolg. Reiche Leute geben den Examinatoren oft Geld, um sie durchzu-

lassen, doch wenn dieß höheren Ortes zu Tage kommt, wird es daselbst höchst ungnädig aufgenommen; es kommt überhaupt durchaus nicht auf den Rang und die hohe Geburt der Studirenden bei dem Examen an; jeder, auch der geringste Unterthan kann es, wenn er nur fleißig dem Studium der oben erwähnten gelehrten Werke obliegt, mit der Zeit zum Mandarin oder Gouverneur einer Provinz bringen.

Auf diese Weise haben sich manche der höchstgestellten Männer China's aus der Armuth und Niedrigkeit, in welcher sie geboren wurden, zu der hohen Würde, die sie gegenwärtig im Staate einnehmen, emporgeschwungen. —

Der Kaiser von China steht bei seinen Unterthanen in außerordentlichem Ansehen, ja diese beweisen ihm beinahe göttliche Verehrung, sie erwähnen ihn nur unter den Namen: „der erhabene Herrscher“, der „Sohn des Himmels“. Wenn hingegen der Kaiser selbst von sich spricht, so sagt er nie anders als: „Ich einsamer Mann“ oder auch „Ich verlassener Fürst“; denn er hält sich für so unendlich mächtiger und größer als alle anderen Herrscher der Welt und diese umsoviel tiefer unter sich stehend, daß ihm keiner derselben würdig erscheint, sein Freund und Bruder zu heißen. Der Kaiser von China ist deshalb nach seiner Meinung der erste und erhabenste aller Menschen, die einzig wahre Majestät. Niemand auf der ganzen weiten Erde ist würdig, ihm als seines Gleichen zu nahen und in Folge dessen steht er auch verlassen und auf sich selbst beschränkt da. Das chinesische Volk vergleicht daher auch ganz richtig seinen Monarchen mit der Sonne; wie auf diese, so sind Aller Blicke auf den Kaiser gerichtet, auf ihn, der durch seine glorreiche, weise und nachsichtige Regierung Segen verbreitet über das ganze Weltall.

Wenn sich ein Chinese dem kaiserlichen Throne nähert, um irgend ein Gesuch vorzubringen, so kniet er zuvor nieder, berührt mit dem Kopfe neunmal den Boden

des Saales und wendet sich erst dann mit folgenden Einleitungsworten an den Kaiser: „Mögest Du 10,000 Jahre leben, 10,000 Jahre, 10,000 Jahre!“

Eine ähnliche Sitte finden wir schon in der Bibel zur Zeit der Könige David und Hiskias. Der Prophet Nehemia redete den König Hiskias an: „Der König lebe ewiglich! (Nehemia II. 3) und ferner heißt es (Könige I. 31, 32): „„Da sagte der König David zu Bathseba der Königin: „So wahr der Herr lebt, der meine Seele aus aller Noth erlöst hat, so will ich heute den Schwur zur Ausführung bringen, den ich Dir einst geleistet habe. Nur allein Dein Sohn Salomo und kein Anderer soll mein Nachfolger in der Regierung werden.“ Da neigte Bathseba ihr Antlitz bis zur Erde nieder, betete den König an und sprach: „Glück meinem Herrn König David ewiglich!““

Die unbegrenzte Verehrung, welche die Chinesen ihrem Kaiser zollen, beschränkt sich nicht allein auf seine eigene Person, sondern dehnt sich auch auf Alles aus, was ihm gehört oder von ihm kommt; hat z. B. die Regierung ein kaiserliches Decret in eine entfernte Provinz des Reichs zu senden, so wird dasselbe in eine Sänfte gelegt und dieser auf dem ganzen, durch das Land zurückzulegenden Weg von den Eingebornen die nämliche Ehrerbietung bewiesen, als befände sich die kaiserliche Majestät in eigener Person darin.

Was die Kleidung des Kaisers anbelangt, so trägt derselbe ein langes gelbes Staatskleid, in welchem man einen Drachen eingestickt sieht; Niemand steht es zu, ein ähnliches Kleid im Gebrauch zu haben.

Das Angesicht des Kaisers nennen seine Unterthanen: „Des Drachen Antlitz“, seinen Thron: „Des Drachen Thron“, auch befindet sich auf allen, dem Kaiser zum eigenen Handgebrauch dienenden Büchern, Papieren und sonstigen Gegenständen die Abbildung eines Drachen mit 5 Klauen angebracht.

In Peking gibt es verschiedene kaiserliche Paläste, welche sämmtlich äußerst sonderbare Namen führen. So heißt der Palast, in dem der Kaiser Audienz gibt: der „friedliche Palast des Himmels.“ — Der Kaiser hat viele Frauen, doch nur eine von ihnen führt den Titel: „Kaiserin“, die übrigen stehen dem Range nach unter ihr, und haben ihren Befehlen unbedingt zu gehorchen; das Haus, in welchem die Kaiserin wohnt, nennt man den „Palast der irdischen Ruhe“ und sie selbst heißt: „Die erhabene Gemahlin des Himmels.“

Der Kaiser von China ist, wie der von Rußland, nicht nur absoluter weltlicher Herrscher, sondern auch höchstes geistliches Oberhaupt; er kennt zwar den einzig wahren Gott nicht, aber doch denkt er sich ein mächtiges höchstes Wesen, von welchem er und sein Volk abhängt, und dem er seine Ehrfurcht und Ergebenheit durch Opfer und Gebete zu erkennen geben will; zu diesem Zweck geht der Kaiser alljährlich einmal zu einem vor den Thoren Peking's gelegenen Altar, an welchem er zum Himmel betet und auf dem er der unbekannten Gottheit Opfer von Thee und Seide darbringt.

Das chinesische Volk erwartet von seinem Kaiser, daß derselbe seinen Unterthanen in allen Dingen mit seinem erhabenen Beispiel vorangehe, und daß er ihnen mit eigener Hand zeige, wie er ihre Arbeiten verrichtet zu sehen wünscht. Hierauf gründen sich verschiedene Gebräuche und Feierlichkeiten, bei welchen der Kaiser und die Kaiserin die ersten Rollen spielen. So begibt sich der Erstere mit den höchsten Staatsbeamten jedes Jahr im Frühling zu einem außerhalb Peking's erbauten Altar, um hier das Andenken eines uralten Kaisers zu feiern, welcher der Sage nach, den Chinesen die Bebauung und Cultur des Bodens gelehrt haben soll; nach beendigten Opfern und Gebeten zieht die kaiserliche Majestät mit eigener allerhöchster Hand

eine Furche durch das Ackerland, und streut Saamen hinein. Unterdessen bringt die Kaiserin in einem unweit des Altars gelegenen Tempel, einer Göttin, Yuen-fi genannt, Gebet und Opfer dar, alsdann wickelt sie, um ihrerseits den chinesischen Frauen als erhabenes Vorbild zu dienen, eigenhändig ein wenig Seide ab. —

Hier kann ich es nicht unterlassen, aus einem Lustspiel des großen deutschen Dichters „Schiller" jenes liebliche Räthsel und dessen Auflösung anzuführen, welches die chinesische Prinzessin Turandot dem um sie anhaltenden tartarischen Fürsten Kalaf vorlegte, und von dessen Lösung die Prinzessin den Erfolg seiner Bewerbung abhängig machte.

Turandot spricht, auf ihrem Thron sitzend, gegen Kalaf gewendet:

„Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen,
Doch ziert's des größten Kaisers Hand?
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am Nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich:
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.
Fremdling, kannst Du das Ding nicht rathen,
So weich' aus diesen blüh'nden Staaten!"

Nachdem die Prinzessin diese Worte gegen Kalaf gesprochen hat, schlägt sie, um diesen durch ihr reizendes Angesicht außer Fassung zu bringen, den Schleier zurück, welcher dasselbe bisher den Blicken aller im kaiserlichen Saale versammelten hohen Personen entzog, und spricht triumphirend folgende Worte zu dem Prinzen:

„Sieh' her und bleibe Deiner Sinne Meister!
Geh', oder nenne mir das Ding!"

Dieser aber, durch den außerordentlichen Liebreiz in Turandot's Zügen vollständig verwirrt und betäubt, hält die Hand vor die Augen, bleibt eine Zeitlang wie bezaubert, unbeweglich stehen, und ruft dann, von Verwunderung ergriffen, entzückt aus!

„O Himmelsglanz! o Schönheit, die mich blendet!"

Alle Anwesenden fürchten, daß der Prinz vielleicht nicht mehr genug Fassung erringen möchte, um das aufgegebene Räthsel lösen zu können, und sprechen gegenseitig ihr Bedauern aus; der Vater Turandot's, der alte Kaiser selbst, der die Verbindung seiner Tochter mit dem liebenswürdigen jungen Fürsten gern gesehen hätte, gibt seinem Kummer über den Zustand Kalafs mit den Worten Ausdruck:

„Gott, er verwirrt sich, er ist außer sich!
Faß' Dich mein Sohn! Oh, sammle Deine Sinne!"

Turandot hat den Prinzen, der noch immer außer Fassung dasteht, unverwandt betrachtet und sagt nun triumphirend zu ihm:

„Unglücklicher! Du wolltest Dein Verderben. Hab' es nun!"

Da endlich faßt sich Kalaf und verbeugt sich mit ruhigem Lächeln gegen Turandot, alsdann giebt er ihr die Auflösung des Räthsels folgendermaßen:

„Nur Eure Schönheit, himmlische Prinzessin,
Die mich auf einmal, überraschend, blendend
Umleuchtete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dies Ding von Eisen, das nur Wen'ge schätzen,
Das China's Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahres,
Dies Werkzeug, das, unschuld'ger als das Schwert,

Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blüh'nde Land
Und sähe rings die Saatgefilde grünen
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Von friedlichen Gesetzen still beglückt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräthe,
Das allen diesen Segen schuf — den Pflug?

Außer dem Kaiser und seiner Gemahlin gibt es noch ein Glied der kaiserlichen Familie, welchem die Chinesen alle erdenkliche Verehrung beweisen, und vor dem sie sich beugen und knieen, wie vor dem Herrscher; es ist dies die Kaiserin-Mutter, sie wird allgemein für die wichtigste und einflußreichste Frau bei Hofe angesehen. Gerade so war es auch schon bei den alten Assyrern und Persern und die in der Bibel im Propheten Daniel V. 10 erwähnte Frau war höchst wahrscheinlich nicht die Gemahlin, sondern die Mutter des Königs Belsazar: „Ich will euch hier jene Geschichte erzäylen und ihr könnt dann selbst urtheilen:

„Der König Belsazar saß nämlich gerade mit seinen Ministern und deren Frauen bei einem wilden Gelage, bei welchem der Wein aus den heiligen Gefäßen getrunken wurde, die der König vorher aus dem Tempel zu Jerusalem hatte wegnehmen lassen. Die ganze Gesellschaft war bereits betrunken und überließ sich der wildesten ausgelassensten Fröhlichkeit; am tollsten machte es aber der König selbst, er fluchte auf die ganze Welt und suchte die Anderen darin zu überbieten, die Religion auf die unpassendste Weise lächerlich zu machen.

Da erschien plötzlich an der weißgetünchten Wand des königlichen Saales, grell von den flammenden Kerzen beleuchtet, eine Hand, welche einige Worte schrieb; kaum erblickte der König dieselbe, so war auch mit einemmal sein

Rausch und seine übermüthige Laune verschwunden, todtenbleich und an allen Gliedern zitternd starrte er auf sie hin. Bald jedoch verschwand jene geheimnißvolle Hand, aber an der Mauer standen die drei Worte: „Mene, mene, tekel, upharsin". Da nahm der König seine ganze Kraft zusammen und rief mit überlauter Stimme nach den Wahrsagern und Gelehrten, welche sich gerade bei Hofe befanden; diese kamen sogleich herbei, aber obwohl der König demjenigen, der die Schrift entziffern könne, Reichthum und Würden versprach, die Gelehrten sich deßhalb auch alle anstrengten, um irgend eine Lösung zu finden, so kam doch keiner damit zu Stande. Dieß vermehrte des Königs Unruhe nicht wenig; ja er wurde darüber so hinfällig und matt, daß seine Leute in Besorgniß um sein Leben geriethen. — Da trat die Königin (-Mutter), welche man von dem Zustande des Königs benachrichtigt hatte, in den Saal und suchte ihn zu beruhigen, indem sie sagte: „Herr König! Gott verleihe Dir langes Leben laß dich doch nicht so ganz von deinem Entsetzen beherrschen. Du bist ja schrecklich bleich, suche doch deine Fassung wiederzugewinnen und höre mich an! Du hast nämlich hier in Deiner Hauptstadt Babylon einen gelehrten Mann, welchen Dein Vater Nebucadnezar sehr hoch hielt und den er bei jeder Gelegenheit um Rath fragte; so laß denn diesen kommen vielleicht wird er jene geheimnißvollen Zeichen enträthseln können." Auf Befehl des Königs wurde nun Daniel gerufen, welcher, nachdem er im Voraus alle ihm gebotenen Belohnungen desselben zurückgewiesen und ihm bittere Vorwürfe über seine schlechte Regierung gemacht hatte, folgende Erklärung gab:

„Gott hat lange Geduld mit Dir gehabt, oh König! oft genug hat Er Dich gewarnt und Dir gedroht, aber Du hast Dich in Deinem Uebermuthe und Deiner Verblendung nicht zum Guten bekehren wollen, sondern Dich

vielmehr höhnend von Ihm gewendet. Jetzt endlich hat Gott diese Schriftzeichen mit mächtiger Hand an jener Mauer angebracht, um Dir durch dieselben das Schicksal zu offenbaren, das Deiner wartet. Vernimm' nun, oh König! aus meinem Munde die Bedeutung jener drei Worte: „Mene, mene, tekel, upharsin!“

„Gott wird Dir Dein Königreich nehmen und es den Medern und Persern geben, Dich selbst aber wird die Hand Gottes treffen, wie Du es verdient hast!“

Da ließ Belsazar dem Daniel Purpurgewänder und goldene Ketten reichen und erklärte, der letztere solle künftig im Range der Dritte nach ihm, dem König sein; aber damit konnte Belsazar sein Schicksal nicht mehr abwenden; noch in derselben Nacht wurde seine Hauptstadt von Cyrus, dem Könige der Perser eingenommen und er selbst getödtet. –

Der Kaiser von China kann zu seinem Nachfolger ernennen, wen er will, gewöhnlich wählt er seinen ältesten Sohn. Als der Kaiser Kien-lung aufgefordert wurde, seinen Nachfolger zu bezeichnen, sagte derselbe weislich, man werde schon den Namen an einem bestimmten Orte finden, nachdem er, der Kaiser gestorben sei, für jetzt wolle er aber den betreffenden Namen noch bei sich behalten, damit nicht dem Träger desselben noch bei Lebzeiten des Kaisers von Leuten, die des ersteren Gunst zu erlangen wünschten, geschmeichelt werde. Die Hofleute mußten nach dieser Erklärung freilich ihre Neugierde bezähmen und erfuhren den interessanten Namen erst kurz vor dem Tode Kien-lung's.

In der Hauptstadt Peking gibt es mehrere kaiserliche Beamte, welche man Censoren nennt und deren Obliegenheit es ist, alle anderen Angestellten der Stadt zu überwachen. Der chinesische Kaiser Kia-king hatte nun die üble Gewohnheit, sich oft in Wein zu berauschen; einer

der Censoren erfuhr dies zufällig und schrieb sogleich einen Brief an Majestät, in welchem er Ihr ehrfurchtsvollst auseinander setzte, daß sich das übermäßige Trinken doch durchaus nicht mit der Würde eines Kaisers vertrage, und nicht im mindesten dazu dienen könne, das kaiserliche Ansehen bei dem Volke zu heben. Ferner machte der Censor seinen Monarchen darauf aufmerksam, daß, wenn derselbe sich noch ferner dem allzuhäufigen Genusse des Weins überlasse, mit der Zeit sein Geist abgestumpft und er unfähig werden würde, den ernsten Pflichten, welche ihm die Regierung seines Volkes auferlege, gehörig nachzukommen. Zum Schlusse empfahl er sich allerunterthänigst treugehorsamst, setzte seinen Namen unter den Brief und schickte diesen an Seine kaiserliche Majestät ab. — Ihr könnt euch wohl denken, daß der Kaiser Kia-king über den Inhalt des Briefes und noch mehr über die Kühnheit des Schreibers in nicht geringen Zorn gerieth. Sogleich, nachdem er den Brief gelesen hatte, ließ er den betreffenden Censor vor sich rufen und fragte denselben, ob er Verfasser des bewußten an ihn gelangten Schreibens sei, und nachdem der Beamte dieß unumwunden eingestanden hatte, fragte ihn der Kaiser, welchen Grad von Strafe er für seine Vermessenheit zu verdienen glaube, darauf erwiderte der Censor, er verdiene, geviertheilt zu werden. Der Kaiser bemerkte hierauf, jener solle sich eine andere Todesart wählen; „Nun, so laß mich enthaupten!" versetzte der Beamte; zum drittenmal wurde ihm befohlen, anders zu wählen, da sagte er: „Laß mich hängen!" Hierauf hieß man ihn gehen, am folgenden Tage aber erhielt er ein kaiserliches Decret zugesandt, durch welches er zum Gouverneur einer sehr entlegenen Provinz ernannt wurde. Es beweist dieß, daß der Monarch jenen Mann als einen rechtschaffenen, pflichtgetreuen Beamten achtete und schätzte, daß er aber den Censor doch zu entfernen wünschte, um es demselben un-

möglich zu machen, seinen Fehlern nachzuforschen und ihm diese vorzuhalten.

Eine weitere Pflicht der Censoren ist, die vollständige Lebensgeschichte jedes Kaisers zu schreiben, während derselbe sich noch am Leben befindet; der Monarch selbst aber darf diese Geschichte nicht durchlesen, denn sonst würde er wahrscheinlich, wenn er sich und seine Verdienste darin allzugetreu geschildert sähe, wohl manchmal den armen Censoren seine Macht fühlen lassen, und diesen wäre es dann nicht mehr möglich, eine wahrheitsgetreue Lebensbeschreibung zu liefern.

Einer der chinesischen Kaiser veranlaßte die Verbrennung eines großen Theils jener Geschichtsbücher und hoffte, sich dadurch einen Namen zu machen und bei den künftigen Geschlechtern als der erste und größte Souverain Chinas zu gelten. Gewiß hat er auch durch jene That erreicht, daß man von ihm spricht, aber jedenfalls nie mit Achtung und Dankbarkeit, denn wenn die Leute seit jener Zeit Seiner Erwähnung thun, so geschieht es nur, indem man ihn mit dem Namen: des „Kaisers, der die Bücher verbrennen ließ", bezeichnet.

Bei der Thronbesteigung nimmt der neue Kaiser, dem Herkommen gemäß, einen anderen Namen an; der gegenwärtige Beherrscher von China heißt: „Tschi-siang", was mit „Günstiges Schicksal" oder „Gut Glück" übersetzt werden kann, er ist noch ein Kind, kann deshalb die Zügel der Regierung nicht selbst in die Hand nehmen und wird von seiner Mutter, die den Titel „Regentin" führt, vertreten; den meisten Einfluß auf die Politik des Reichs hat aber der Onkel des jungen Kaisers, der Fürst Kung.

Der vorhergehende Kaiser, welcher nur 10 Jahre regierte, starb im Jahre 1861; sein Name war „Hien-fung", was soviel bedeutet als: „Unermeßlich reich", er war der viertgeborene Sohn des Kaisers „Tau-kwong",

dessen Name gleichbedeutend ist mit: „Sonne der Vernunft". —

Die Regierung des armen „Hien-fung" war voller Unruhen und politischer Wirren. Im Jahre 1860 nahmen nämlich die Franzosen und Engländer die Hauptstadt Peking ein und zwangen den Kaiser, sich in die Mantschurei, sein Stammland zu flüchten, wo er auch bis zu seinem bald darauf erfolgten Tode verblieb. Aber die auswärtigen europäischen Truppen waren nicht seine schlimmsten Feinde, vielmehr hatte sich der erbitterste Gegner der kaiserlichen Regierung im eigenen Lande und unter den eigenen Unterthanen des Kaisers erhoben, nämlich der Bürgerkrieg, welcher im Laufe der Zeit dem ungetheilten Bestehen der ganzen Monarchie äußerst gefährlich zu werden drohte. Seit vielen Jahrhunderten, ja seit der Eroberung durch die Manschus gab es unter dem chinesischen Volke viele, die in ihrem Innern mit der Fremdherrschaft unzufrieden, sich von derselben zu befreien und einen gebornen chinesischen Fürsten auf den Thron zu setzen wünschten. Bei dieser Gemüthsstimmung des Volks blieben natürlich Empörungsversuche und kleine Rebellionen nicht aus, diese wurden jedoch von den Tartaren immer wieder unterdrückt, bis im Jahre 1860 die Revolution in vollen Flammen ausbrach und schnell, nach allen Seiten um sich greifend, sich über einen großen Theil Chinas verbreitete. Zahlreiche Insurgentenschaaren erhoben sich überall, verjagten die kaiserlichen Besatzungen und nahmen, zu großen Heeresmassen vereinigt, die reichsten Provinzen des Landes in Besitz.

Der Anführer der Insurgenten heißt „Hung-siu-tsuien", er gibt sich selbst den Titel: „Himmelskönig", seine Familie nennt er die „große Friedensdynastie" oder „Taiping-dzau"; zu seiner Residenz hat er „Nanking" die ehemalige Hauptstadt Chinas erwählt.

Der „Himmelskönig" behauptet, daß er vom einzig

wahren Gott, über welchen er von den französischen Missionairen ohne Zweifel etwas erfahren hat, beauftragt sei, das Land von Götzen und Tartaren zu reinigen; unter seinem Oberbefehle stehen acht Hauptleute oder Vicekönige, welche von ihm dazu verwendet werden, theils die genommenen Städte gegen die Kaiserlichen zu halten, theils neue Eroberungen zu unternehmen und auszuführen. Jene Hauptleute überschwemmen mit ihren wilden Insurgentenhorden die umliegenden Provinzen, überrumpeln oft die kaiserlichen Besatzungen der Städte und benehmen sich bei solchen Gelegenheiten äußerst grausam gegen diejenigen Einwohner und Soldaten, welche ihnen Widerstand entgegen zu setzen versuchen. Das arme unglückliche Volk weiß natürlich nicht, wie es sich helfen und was es thun soll: diesen friedliebenden Leuten wäre es ganz einerlei, wer sie beherrscht und wem sie zu gehorchen haben, wenn man sie nur ruhig ihr Stück Land bebauen und ungestört in ihren Werkstätten arbeiten ließe, aber bevor der Bürgerkrieg nicht beendigt ist, ist hieran selbstverständlich nicht zu denken; und so leben jene Bedauernswürdigen fortwährend in Angst und Schrecken, denn sie haben die Rohheit der Soldaten des Himmelskönigs nicht weniger zu erwarten und zu fürchten als die Wuth und Rachsucht der kaiserlichen Tartaren. —

Der Insurgentenkönig besitzt zu seinem Gebrauche eine Bibel und hält den Inhalt derselben, wie er öffentlich ausspricht, für das wahre Wort Gottes. Schade ist es nur, daß der König neben den erhabenen Lehren unserer heiligen Religion auch noch anderen ganz falschen Ansichten und Begriffen huldigt und denselben von seinen Untergebenen gehuldigt wissen will. Er gibt nämlich vor, er habe selbst Visionen gehabt und sein Geist sei schon einmal im Himmel gewesen; er hat auch ein Buch geschrieben, in welchem Alles verzeichnet steht, was er dort sah und hörte, und das er der Bibel gleich gehalten haben will. — Gegen

die Fremden hat der König bisher freundliche Gesinnungen an den Tag gelegt, auch lud er bereits europäische Missionaire ein, sich in seinen Staaten niederzulassen, um daselbst überall die die christliche Religion auszubreiten, aber er seinestheils verlangt nicht nach besserem christlichen Unterricht, denn nach seiner Meinung können doch unmöglich Andere, deren Geist nicht im Himmel gewesen ist, besser wissen als er, wie es dort aussieht, und auf welche Weise man dahin gelangt.

In seiner Kleidung unterscheidet sich der Himmelskönig durchaus nicht von dem chinesischen Kaiser und wenn Jemand sich seinem Throne nähert, um ein Gesuch anzubringen, so muß dieß mit denselben Höflichkeitsbezeugungen geschehen wie bei der kaiserlichen Majestät. Die Anhänger des Königs brauchen ihre Köpfe nicht glatt zu rasiren wie die kaiserlichen Unterthanen, sondern können ihre Haare so lang wachsen lassen als sie wollen; man nennt sie deshalb auch im Gegensatz zu den „rasirten": „langhaarige" Männer. Es heißt auch, der Insurgentenkönig beobachte den Sonntag und verbiete seinem Volke, Götzen anzubeten und zu verehren, aber ich fürchte, er weiß trotzdem nicht, daß „Jesus Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist und daß Niemand zum Vater gelangen kann, wenn nicht durch Ihn."

Bürgerkrieg ist gewiß in jeder Hinsicht ein schreckliches Unglück für civilisirte Staaten, wir dürfen deshalb den armen Chinesen unsere Theilnahme nicht nur nicht versagen, sondern müssen vielmehr auch hoffen, daß es Gott gefallen möge, die zerrütteten Zustände Chinas bald zu ordnen und jenen schlimmen Bruderkrieg zu gutem Ende zu führen.

Capitel III.
Chinesische Städte.

Man kann sich kaum einen Begriff von dem Unterschiede machen, der zwischen einer chinesischen und einer deutschen größeren Stadt besteht. In der deutschen Heimath sieht man breite gepflasterte Fahrstraßen und bequeme Trottoirs für die Fußgänger, hohe Häuser, prächtige Monumente und schöne Kirchen. Mit Vergnügen weilt hier das Auge auf den in großartigstem Maßstabe angelegten Industriegebäuden und öffentlichen Anstalten sowie auf den hübschen Privathäusern mit blinkenden Fenstern, schneeigen Vorhängen uud grünen Jalousieen.

Bei Nacht erblickt man Alles brillant mit Gas erleuchtet und wohl die meisten Kinder in Deutschland haben einmal in ihrem Leben die langen Reihen der Gaslaternen in den Straßen gesehen und die glänzenden Schaufenster der Kaufläden bewundert, welche bei'm Scheine brennender Gaslampen eine feenhafte Pracht entwickeln und tausend Wünsche in den Herzen von Jung und Alt erregen. —

Aber von dem Allen findet man in Chinas Städten keine Spur, dort trifft man die Straßen gewöhnlich eng, ungepflastert und schmutzig und die dieselben bildenden Häuser sind äußerst niedrig, höchstens zweistöckig, in der Regel aber nur einstöckig, ohne Glasfenster, Vorhänge und Läden. Im Innern dieser Gebäude gibt es keine Kohlenfeuer in rothen Kaminen, noch sieht man daselbst wärmende Oefen und in hellen Lichtschein von Gaslampen strahlende

Gemächer. — Außerdem entwickelt sich in einer chinesischen Stadt nach Sonnenuntergang lange nicht ein so reiches und bewegtes Leben in den übrigens dunkeln Straßen wie bei uns beim Scheine der Gaslaternen; vielmehr liegt die ganze Stadt am Abend wie verlassen und ausgestorben da und nur hin und wieder bemerkt man einen einzelnen Fußgänger, welcher mit einer Laterne in der Hand still und geräuschlos dahin geht.

Am Tage hingegen haben die Straßen chinesischer Städte wenigstens in einer Hinsicht mit den unsrigen Aehnlichkeit, es wimmelt nämlich in denselben den ganzen Tag über von geschäftigem Volke, welches in eifrigster Hast hin und her eilt, um seine Handelsgeschäfte zu besorgen; aus den Werkstätten hört man dann auch das Geräusch der Werkzeuge und das Geschrei der Arbeiter und Kunden.

Zum Fortbewegen von Gütern und Ballen benutzen die Chinesen nicht Wagen und Pferde, vielmehr werden in China alle Lasten durch starke Männer von einem Ort zum andern geschafft. Ein solcher Lastträger oder Kuli legt quer über seinen Nacken ein ziemlich langes Bambusrohr, an dessen beiden Enden er die Last, so viel als möglich gleichmäßig vertheilt, hängt. Auf diese Weise beladen, nimmt er nun seinen Weg durch das Volksgewühl, indem er dabei fortwährend mit lauter Stimme die Leute zum Ausweichen auffordert. Wenn die Last zu gewichtig ist um von einem einzigen Mann fortgebracht werden zu können, wird sie von zweien getragen und so, daß jeder der Kulis ein Ende des Bambusrohrs über seine Schulter legt und der zu transportirende Gegenstand mit Stricken in der Mitte des Rohr's befestigt ist. Manchmal kann man, wenn etwas besonders Schweres fortzuschaffen ist, fünfzehn bis zwanzig Mann so dahin ziehen sehen, gleich einer Schaar Ameisen, die ihre Beute zu Neste schleppen; dann aber höre man nur den Lärm, welchen diese

Leute machen! „ha he, hi, ho, ho!“ rufen sie in einem fort, so laut sie können, um das im Wege stehende Volk zu bewegen, ihnen Platz zu machen. —

„Hat man denn in chinesischen Städten keine Reitpferde, Fiacres und Omnibusse?“ höre ich euch fragen. Darauf muß ich erwidern: „Von dem Allen findet ihr dort keine Spur.“ In der Hauptstadt Peking und anderen im Norden Chinas gelegenen Städten gibt es zwar — mit Pferden oder Maulthieren bespannte Wagen oder vielmehr Karren, aber diese sind meist sehr roh gearbeitet und deßhalb für Passagiere äußerst unbequem; in den anderen Provinzen des Reichs aber wird man nur selten auf Pferde treffen, in der Provinz Hangtschau gebraucht man auf dem Lande — mit Büffeln bespannte Karren zur Beförderung von Reisenden. In China gibt es zwar unter den vornehmeren und reicheren Ständen manche Männer, die zum Vergnügen auf Pferden reiten, aber bei Reisen werden Pferde nie verwendet, vielmehr gebraucht man hierzu allgemein Sänften, welche von Kulis getragen werden Eine solche Sänfte wird mit beiden Seiten an einem Bambusrohr befestigt, dessen Enden auf den Schultern der Lastträger zu ruhen kommen, um auf diese Weise bequem getragen werden zu können. Im Sommer bei der drückenden Hitze ist dies freilich keine leichte Arbeit, noch dazu wenn Mandarine oder andere vornehme Leute zu transportiren sind, die sich gewöhnlich durch Wohlbeleibtheit auszeichnen; jedoch erlangen die Kulis durch langjährige Uebung und bei ihrem kräftigen Körperbau eine solche Ausdauer, daß sie auch den gewichtigsten Mandarin in seiner Sänfte eine ziemliche Strecke weit zu tragen im Stande sind, ohne dabei sonderlich viel Beschwerde zu empfinden.

In den Gebirgsdistrikten Chinas wendet man zur Beförderung von Reisenden sogenannte Bergsänften an. Eine solche Sänfte besteht aus einem zwischen zwei Bambus-

rohren festgenagelten Brett, an welchem durch Schnüre ein anderes befestigt wird, welches zum Zweck hat, die Füße darauf zu stellen; außerdem bemerkt man noch im Rücken des Sitzenden ein paar an den Bambusrohren befestigte Stangen, die die Stelle der Lehne vertreten.

Die Zahl der Träger einer Sänfte ist meistens zwei; Staatsbeamte haben deren acht, und der Kaiser wird sogar, wie man sagt, von sechzehn Mann, — acht vorn und acht an der Hinterseite der Sänfte, — getragen.

Die meisten chinesischen Städte finden sich an dem Ufer eines Stromes oder Flusses angelegt und sind von Canälen in allen Richtungen durchschnitten; in Folge dessen ist die Atmosphäre in denselben ziemlich feucht und ungesund, aber das scheint den Chinesen wenig zu kümmern. Oft erheben sich nämlich inmitten einer chinesischen Stadt schöne mit üppigem Grün bewachsene Hügel, von denen man eine reizende Fernsicht über Stadt und Umgegend genießt, und woselbst die Luft viel frischer und der Gesundheit zuträglicher ist; hier könnten doch äußerst zweckmäßig Häuser erbaut und Gärten angelegt werden, aber der Chinese hütet sich wohl, dies zu thun. Warum sollte er sich denn blos schöner Aussicht und frischer Luft wegen, die Mühe machen, das Wasser, dessen er täglich zum Kochen und Waschen bedarf, eine steile Anhöhe hinaufzutragen? Gott bewahre! so etwas fällt ihm gar nicht ein. Die Chinesen sind praktische Leute, und thun nur das, was sie als absolut nothwendig zum Leben und zur Bequemlichkeit erkannt haben, warum sollten sie sich deshalb unnöthige Beschwerden verursachen und ihre Häuser auf einem Hügel erbauen, da sie ja ganz bequem unten am Flußufer wohnen können. Sie sind hier zwar manchen Krankheiten ausgesetzt, werden oft von heftigem Fieber geplagt, und sterben meistens in den besten Jahren, aber was thut das? einmal müssen sie ja doch die Erde ver-

lassen; ob dies nun früher oder später geschieht, ist ihnen am Ende einerlei.

Ueber den Städten Chinas erblickt man nur wenig Rauch; dies kommt hauptsächlich davon her, daß man dort keine Steinkohlen, sondern nur Holz zur Feuerung benützt, der Himmel ist in Folge dessen gewöhnlich so durchsichtig blau, daß man die Gegenstände bis auf weite Entfernung noch genau zu unterscheiden vermag.

Fast alle chinesischen Städte sind mit Mauern und Erdwällen umgeben. Diese Mauern sind oben gepflastert, damit die Soldaten bei feindlichen Angriffen ungehindert rings um die Stadt laufen und schnell zu derjenigen Stelle gelangen können, wo die Gefahr am dringensten ist. In einigen Städten von besonderer militairischer Wichtigkeit sieht man die Mauern überall mit Kanonen besetzt, und nahe bei diesen, dicht an die Stadtmauer hingebaut, die elenden Hütten der Soldaten, vor welchen Haufen von Kugeln umherliegen. Die Soldaten bringen den größten Theil ihrer Zeit mit Schlafen, Karten- und Würfelspiel zu, und sehen schmutzig und zerfetzt genug aus, auch sind ihre Flinten gewöhnlich mit Rost bedeckt und deshalb meist unbrauchbar.

In den Mauern hat man Thore angebracht, vor welchen sich Wachthäuser, deren jedes mehrere Soldaten enthält, befinden. Gerade unter dem Thorweg kann man hier manchmal einen Mann stehen sehen, dessen Hals zur Strafe für irgend ein Vergehen zwischen 2 schweren Brettern eingeschlossen ist; der arme Teufel ist übel genug daran, bei drückender Hitze muß er den ganzen Tag über hier verweilen, und kann sich weder den Schweiß abtrocknen, noch ist es ihm möglich, selbst Nahrung zu Munde zu führen. Hülflos steht er so bis zum Abend hier, und fleht die Vorübergehenden um Almosen an; erst nach Ein-

bruch der Nacht kommen seine Freunde, nehmen ihn mit nach Hause und geben ihm etwas zu essen. —

In China ist die Zahl der Häuser außerhalb der mit Mauern umgebenen eigentlichen Stadt oft gerade so groß als im Innern derselben, auch finden sich hier außen hunderte von Verkaufsständen oder Buden. Den ganzen Tag wogt eine geschäftige Menschenmenge von der inneren in die äußere Stadt durch die Thore hin und her. Da erblickt man Männer, welche vornehme Frauen in geschlossenen Sänften dahin tragen, dann Lastträger, welche dem Volke mit lauter Stimme zurufen, ihnen Platz zu machen und Leute, die in allen möglichen Tonarten ihre Waaren zum Verkaufe anbieten. Das Geräusch und den Lärm, welches die chinesischen Handelsleute und Käufer bei'm Handel machen, kann man sich denken denn ehe ein Chinese etwas kauft, feilscht er erst geraume Zeit darum und geräth dabei in nicht geringe Aufregung. Dazwischen findet man hier vor dem Thore auch Wahrsager, die den Leuten für ihr Geld etwas weiß machen und Männer, welche für Andere, die nicht selbst schreiben können, Briefe und sonstige Schriftsachen anfertigen.

Alle möglichen Sachen sieht man in den Buden zum Verkaufe ausgestellt: „Lebensmittel aller Art, Früchte und Gemüse, Baumwollen- und Seidenzeuge, Holzschnitzereien, alte Glasflaschen, Büchsen und Messer.

Bei kühlem Wetter treiben sich hier unter dem Volke viele Bettler herum, manche von ihnen sind bedauernswürdige Geschöpfe mit allen erdenklichen, wahren oder vorgeblichen Fehlern und Gebrechen behaftet, und bitten die Vorübergehenden um Almosen, indem sie niederknieen und mit tiefen Ton ein Lied hersingen, welches dem Hörer die Ohren zerreißt, so daß man oft gerne etwas gibt, nur um von dem Bettler loszukommen und sein Gehör in Sicherheit zu bringen. —

Wenn man von der Umfassungsmauer einer chinesischen Stadt auf diese niedersieht, so begegnen dem Auge sehr wenige hohe Gebäude; denn in China dürfen die Privathäuser nicht die Höhe der Tempel erreichen, und haben in Folge dessen nie mehr als zwei Stockwerke, oft auch nur ein einziges. Die Häuser und Tempel sind mit Ziegeln bedeckt, deren Farbe bei den ersteren dunkel und matt ist, während die Ziegel der Tempel oft mit lebhaften Farben angestrichen werden. Ueberhaupt erkennt man die Pagoden oder Tempel, abgesehen von der bedeutenderen Höhe und den farbigen Ziegeln an ihren rothen oder gelben mit Malereien bedeckten Mauern, und dem freien Raum oder Vorhof, welcher sich vor denselben befindet, und auf dem sich gewöhnlich eine Menge Kinder herumtummeln.

Die Straßen in Peking und den anderen großen Städten sind oft sehr breit angelegt, aber derartig durch die zu beiden Seiten derselben aufgestellten Verkaufsstände eingeengt, daß nur ein schmaler Gang in der Mitte der Straße für Fußgänger bleibt.

Die eigentlichen großen Kaufläden haben auf die Straße hinaus keine solchen Spiegelscheiben und großen Schaufenster wie bei uns, sondern sie sind vielmehr ganz offen, fensterlos; auch dienen die meisten Läden zugleich als Werkstätten, da sie von außen das volle Licht erhalten, und deßhalb viel heller nnd zum Arbeiten geeigneter sind, als die in den Hofraum gehenden Zimmer. In den verschiedenen Straßen findet man nicht Verkaufsläden verschiedener Art neben einander etablirt, wie bei uns, vielmehr bemerkt man in einer und derselben Straße immer nur Läden, deren Eigenthümer alle mit dem nämlichen Artikel Handel treiben. So gibt es in einer gewissen Straße nur Tuchhändler, in einer andern nur Möbelmagazine, in der dritten lediglich Specereihändler. In der Stadt Fuh-tschau

bemerkte ein Missionair eine ganze Straße entlang nur Kammmacher, weiterhin ließ sich in allen umliegenden Werkstätten nur das Hämmern der Kupferschmiede hören und dann traf er nur auf Leute, die damit beschäftigt waren, Felle über hölzerne Rahmen zu spannen, um Trommeln daraus zu fertigen. So kann man in den verschiedenen Straßen alle möglichen Handwerker in Thätigkeit sehen. Da trifft man Schneider, welche an ihren Fenstern nähen; Schuhmacher, die Schuhe verfertigen; Männer, welche Särge zimmern und mit Schnitzwerk versehen; andere, die dieselben roth anstreichen und ihnen zuletzt durch Auftragen von Firniß Glanz zu verleihen suchen.

Ueberall bemerkt man lange roth oder schwarz angestrichene Holztafeln, auf denen mit Goldbuchstaben angezeigt steht, was für Gegenstände in den betreffenden Läden zu haben sind, zuweilen tragen jene Tafeln auch Sinnsprüche und gar oft bemerkt man auf ihnen: „Feste Preise!" angeschrieben. Vor dem offenen Ladenfenster steht gewöhnlich auf der Straße ein Ladentisch, damit die Leute sogleich außen kaufen können und nicht erst in den Laden selbst zu gehen brauchen; manchmal zieht sich um den Tisch ein hölzernes Gitter zum Schutz gegen das Volksgedränge und hölzerne Stufen sind hinter demselben angebracht, auf welche sich die Leute, während sie ihre Einkäufe machen, stellen.

Wenn man die Namen über den Thüren entziffern will, muß man die Schriftzeichen nicht wie bei uns von links nach rechts, sondern umgekehrt von rechts nach links lesen; man darf aber ja nicht glauben, daß jene Zeichen den Namen des Besitzers ausdrücken, den dieser in der Gesellschaft führt, jene Aufschrift soll vielmehr anzeigen, welchen Grundsätzen der Inhaber des Ladens dem Käufer gegenüber huldigt. Da findet man unter anderen angeschrieben: „Gemeinschaftlicher Frieden", „geringer

Nutzen", „beiderseitige Uebereinstimmung", womit der chinesische Kaufmann sagen will, daß er in seinem Geschäfte weder die Kunden übervortheile, noch je mit ihnen über den Preis eines Gegenstandes in Streit gerathe. Seine Preise sind ja ohnedies billig genug gestellt, auch liegt ihm ja vor Allem daran, die Wünsche seiner Abnehmer zu befriedigen, auf seinen eigenen Vortheil nimmt er dabei selbstverständlich sehr wenig Rücksicht, es ist ihm genug, wenn er seine Kunden zur Zufriedenheit bedient hat. Ob nun jenen Aufschriften immer Glauben zu schenken sei oder nicht, will ich euerem eigenen Ermessen zu entscheiden überlassen.

Die Thore chinesischer Städte werden nach den vier Weltgegenden benannt; hat aber eine Stadt mehr als vier Thore, so führen die übrigen sämmtlich sehr sonderbar klingende Namen. In Ningpo gibt es ein Thor, welches man das Salzthor nennt, und ein anderes führt den Namen: „Glaubensbrückthor", weil sich in dessen Nähe eine Schiffbrücke befindet; in Canton, einer Stadt im südlichen China, heißt ein kleines Thor: „das Bambuspförtchen" und außerdem hat man ein „Fünf Engel-Thor" und ein „Thor zur ewigen Ruhe".

Die Namen der Hauptstraßen werden in China nicht wie bei uns an die Häuser, sondern vielmehr an die Thore geschrieben.

Die hauptsächlichsten Städte China's.

Jetzt nachdem ihr, meine jungen Leser, die Eigenthümlichkeiten chinesischer Städte im Allgemeinen kennen gelernt habt, will ich einige der wichtigsten Städte selbst vor Augen führen, und dieselben etwas näher beschreiben.

Den ersten Rang nimmt hier die Hauptstadt des Reich's und zugleich die größte Stadt im Norden China's, Peking oder Peh-king ein. Diese Stadt liegt ungefähr

zwölf englische Meilen vom Peiho oder Nordstrom entfernt, in einer sandigen Ebene, und besteht aus zwei mit Mauern umgebenen Theilen; im nördlichen Theil wohnen die Tartaren, im südlichen die Chinesen. Mitten in der Tartarenstadt erhebt sich eine zweite hohe Mauer, welche einen weiten Flächenraum einschließt, auf dem sich der Palast des Kaisers und die dazu gehörigen Gebäude und Gärten befinden; dieser Theil der Tartarenstadt führt den Namen: „der verbotene Stadttheil", denn hier steht nur wenigen Personen der Zutritt frei.

In Peking hatte der Boden ursprünglich keine höher gelegenen Stellen, von welchen aus es möglich gewesen wäre, die Stadt zu übersehen; in Folge dessen haben die Chinesen einen künstlichen Hügel von 150′ Höhe errichtet, von dessen Spitze herab man eine schöne Aussicht auf die Stadt und das umliegende Land genießt, auch ist auf dem Hügel ein weitläufiger Park angelegt, dessen schattige Baumgruppen im Sommer einen willkommenen Zufluchtsort gegen die sengenden Strahlen der Sonne gewähren.

Die Chinesen haben gegen Ausländer immer viel mit ihrer Hauptstadt geprahlt und diese als ein Wunder von Pracht und Schönheit gerühmt, so daß man dieselbe, nach ihren Reden, für die bei weitem großartigste Stadt Chinas halten sollte. Aber als im Jahre 1860 die Franzosen und Engländer in Peking ihren Einzug hielten, fanden sie dort die Straßen gerade so unreinlich und die Häuser eben so niedrig als in anderen chinesischen Städten, und überhaupt ganz Peking den letzteren in jeder Beziehung sehr ähnlich. Erst seit dem Jahre 1411 nach Chr. Geb. wurde Peking zur Residenz des Reichs gewählt, früher hatte die kaiserliche Regierung ihren Sitz in Nanking oder der südlichen Hauptstadt.

Nanking.

Nanking befindet sich gegenwärtig in dem Besitz der Insurgenten, welche es unter dem Namen Tien-king oder Residenz des Himmels zu ihrer Hauptstadt gemacht haben.

Nanking liegt in der Provinz Kiang-sú; einst bedeckten seine Häusermassen eine weite Fläche, auch befanden sich dort viele außerordentlich schöne Gebäude und prachtvolle Tempel, jetzt aber liegt die einst so prächtige Stadt zum größten Theil in Trümmern. Innerhalb der Mauern sind streckenweise ganze Häuserreihen vom Boden verschwunden, die meisten Läden müssen geschlossen bleiben und dem Volke ist verboten, Handel zu treiben. In Folge dessen sieht es zur Zeit in Nanking traurig und verödet genug aus.

Gewiß habt ihr schon irgendwo von dem weltberühmten Porzellanthurm Nanking's gelesen, es war dies eine schöne Pagode oder chinesischer Tempel, die von einem Kaiser Chinas erbaut wurde, um dadurch das Andenken seiner Mutter zu ehren. — Eine Pagode ist ein ziemlich hoher thurmartig aufsteigender Bau (der Porzellanthurm war 9 Stockwerke hoch) von mehreren auf einander gesetzten Stockwerken; um jedes Stockwerk zieht sich ein reich verziertes Dach, dessen untere Ränder aufwärts geschweift sind, und an welchen sich Glocken befinden. Die Dächer sind mit Ziegeln gedeckt, welche oft mit den grellsten Farben bemalt werden und dadurch beinahe das Aussehen von Porzellan gewinnen. Die Dächer der Pagode von Nanking waren auch mit solchen farbigen Ziegeln gedeckt, und dies veranlaßte, daß ihn die Europäer irrthümlich den Namen „Porzellanthurm" beilegten.

Die chinesischen Pagoden werden manchmal aus Sandstein aufgeführt und dauern dann Jahrhundete lang aus,

viel häufiger aber findet man aus Backsteinen erbaute Tempel. Die Backsteine widerstehen dem Einflusse der in der Luft enthaltenen Feuchtigkeit nur kurze Zeit, nach einigen Jahrzehnten zerbröckeln sie, die angebrachten Verzierungen fallen ab und bald stellt sich das ganze Gebäude dem Auge als eine trostlose Ruine dar.

Was die an den Dächern befestigten Glocken anbelangt, so findet man über dieselben in vielen Büchern die ganz irrige Meinung verbreitet, als beständen dieselben aus Metall und brächten, vom Winde bewegt, eine gar liebliche Musik hervor. Gewiß gilt dies von den wenigsten, ja vielleicht von keiner jener Glocken, denn gewöhnlich bestehen dieselben nicht aus Metall, sondern vielmehr aus ganz solidem Holze, und können demzufolge auch mit dem besten Willen von der Welt keinen Ton von sich geben.

In einigen der Pagoden befinden sich Götzenbilder und so gab es auch deren mehrere im Porzellanthurme, der Anführer der Insurgenten duldet nun aber keine Götzen und zerstört die Tempel, in denen er welche antrifft, und dies ist der Grund der Zerstörung jener berühmten Pagode von Nanking durch den „König des Himmels" als er an der Spitze seiner Schaaren die Stadt Nanking mit Sturm nahm.

In Nanking hat man oft Gelegenheit, viele wohlgekleidete Frauen gegen die Sitte des übrigen Chinas in den Straßen spazieren gehen oder auf Pferden, Mauleseln und Eseln umherreiten zu sehen; sie sitzen dabei auf den Thieren gerade so wie unsere deutschen Damen zu thun pflegten, ehe die Seitensättel erfunden worden waren.

Sutschau-fù und Hangtschau-fù.

Dies sind die Namen zweier Städte, von denen ein chinesisches Sprüchwort sagt: „Der Himmel ist oben, Sutschau und Hangtschau aber unten" was so viel

bedeutet, als: „Oben über uns befindet sich das himmlische Paradies, aber um in's irdische Paradies zu gelangen, muß man nach Sutschau und Hangtschau gehen." —

Das Wort fù, dem Namen einer chinesischen Stadt beigefügt, zeigt an, daß letztere eine sehr volkreiche ausgedehnte Stadt, eine Stadt ersten Ranges ist.

Sutschau-fù war vor dem Jahre 1860 eine der größten und reichsten Städte Chinas; Massen gewerbthätigen, arbeitsamen Volkes wohnten in seinen Mauern, die Seidenweberei und Stickerei war daselbst in voller Blüthe, prachtvolle Holz- und Elfenbeinschnitzereien wurden dort verfertigt und das Papier, die Tusche und Fächer Sutschau's galten im ganzen chinesischen Reich als die besten und preiswürdigsten. — Sonst wohnten in Sutschau viele reiche Kaufleute, die sämmtlich schöne Häuser im Besitz hatten, aber vor drei Jahren wurde die Stadt von den Insurgenten genommen und derartig verwüstet, daß dieselbe jetzt zum größten Theile in Ruinen liegt. Die sonst so gewerbthätigen Einwohner sind fast ganz verschwunden; theils haben sie sich der Rohheit der kaiserlichen Soldaten durch die Flucht entzogen, theils wurden sie gezwungen, sich in die Rebellenarmee aufnehmen zu lassen, und so ist aus der ehedem blühenden, reichen Stadt eigentlich nur noch eine große Caserne für die Truppen der Insurgenten geworden.

Dem gleichen Schicksal wie Sutschau verfiel auch die schöne Stadt Hangtschau. Vor 4 Jahren, so erzählt die Frau eines englischen Missionairs, erblickte ich Hangtschau noch in seinem vollen Glanze. Innerhalb der hohen Stadtmauern boten sich dem Auge mehrere mit üppigem Grase und edlen Bäumen bewachsene Hügel dar; auf diesen bemerkte ich einige große geräumige Tempel, zu denen an Festtagen Tausende von Andächtigen zu drängen pflegen.

Ich werde den Eindruck nie vergessen, welchen ich empfand, als ich hier oben, unter den Bäumen gelagert, auf die Stadt hinabschaute, deren ungeheueres Häusermeer sich zu meinen Füßen ausbreitete und aus der ein dumpfes Summen, verursacht durch das Geräusch, welches die Industrie mit sich bringt, zu mir heraufdrang. Hier oben auf dem Hügel unter den Bäumen Alles so ruhig, so still um mich, kaum daß hin und wieder ein Blatt vom Winde bewegt wurde, und da unten das Gewühl und Getreibe vieler Tausende geschäftiger Menschen! — Unwillkührlich kam mir da ein Gedicht des großen „Schiller“ in's Gedächtniß, dessen Sinn ich hier erst recht verstand, und das mein Herz mit süßer Wehmuth erfüllte, wenn ich dabei an das ferne Heimathland drüben über dem Meere dachte.

„Leis' komm' ich her in Deine Stille,
Du, schön belaubtes Buchenzelt,
Verbirg in Deiner grünen Hülle
Mich Glücklichen dem Aug' der Welt!“

„Von ferne mit verworr'nem Sausen
Arbeitet der geschäft'ge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brausen
Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.“

„So sauer ringt die kargen Loose
Der Mensch dem harten Leben ab;
Doch leicht erworben aus dem Schooße
Des Himmels fällt das Glück herab.“

„Oh, schlinge Dich, Du sanfte Quelle,
Ein breiter Strom um mich herum,
Und drohend, mit empörter Welle,
Vertheidige dies Heiligthum!“

Aber wie so ganz anders sieht es jetzt im Jahre 1862 in der durch ihren Reichthum berühmten Stadt Hangtschau aus! Die Kaufläden mit ihren kostbaren Waarenlagern sind zerstört und geplündert, das geschäftig dahineilende

Volk aus den Straßen verschwunden, die ganze einst so prächtige Stadt zu Grunde gerichtet. — Hangtschau wurde 1860 von den Insurgenten eingenommen, ein großer Theil der Stadt geplündert und verbrannt, und tausende der Einwohner mußten eines grausames Todes sterben. Viele haben sich auch selbst getödtet, um nur nicht in die Hände des rohen Feindes zu fallen, die meisten aber suchten ihr Heil in schleunigster Flucht. — Wahrlich, wir müssen Mitleid mit jenem armen Leuten fühlen, die in ihrer traurigen Lage nicht einmal Trost in der Religion suchen und finden können, denn ach, sie wissen ja nichts von dem einzig wahren gütigen Gott, der im Evangelium zu dem Verlassenen spricht:

„Rufe Mich an in der Noth, so will Ich Dich erretten und Du sollst Mich preisen!"

Auch sind jenen beklagenswerthen Heiden die troströichen Worte unseres Erlösers unbekannt, mit denen Er die Bedrängten einladet, ihre ganze Hoffnung auf Ihn und seine heilige Lehre zu setzen, und mit welchen Er ihnen Rath und Hülfe verspricht:

„Oh, kommt her zu Mir, Ihr, die Ihr mühselig und beladen seid, Ich will Euch erquicken!"

Capitel IV.

Die dem überseeischen Verkehr geöffneten Häfen.

Vor zwanzig Jahren befanden sich noch sehr wenige Ausländer in China, und keinem Fremden ward von der chinesischen Regierung erlaubt, sich im Lande ein eigenes Haus zu erbauen und nach seiner Bequemlichkeit dort zu wohnen und zu leben. Nur wenige englische Schiffe giengen alljährlich des Handels wegen nach Canton ab und die außerhalb dieser Stadt wohnenden englischen Kaufleute wurden fast wie Gefangene in ihrer Factorei, wie man den Wohnort derselben nannte, gehalten und überwacht. Das Stück Landes aber, auf welchem es den Europäern gestattet wurde, sich frei zu bewegen, hatte damals eine so geringe Ausdehnung, daß dadurch dem Handel die drückendsten Fesseln angelegt wurden und derselbe sich nie zu rechter Blüthe entfalten konnte. —

Außerdem gab das gehässige Benehmen der chinesischen Nachbarn jeden Augenblick Anlaß zu Streitigkeiten und machte es äußerst gefährlich, sich über die engen Grenzen der Factoreigebäude hinaus zu wagen, denn man konnte nie sicher sein, ob man mit heiler Haut wieder zurückkehrte. Nur allzu oft kamen von Seite der Chinesen, welche die Fremden bitter haßten, Raub- und Mordanfälle auf Solche vor, die so unvorsichtig gewesen waren, sich über das Gebiet der Ansiedelung, irgend eines Geschäfts wegen, hinaus zu wagen.

In Folge dessen blieb der Handel Englands mit China bis zum Jahre 1844 sehr unbedeutend, aber in letzterem Jahre zwangen die Engländer den Kaiser, ihnen fünf der Seehäfen zu öffnen, woselbst sie ungestört Handel treiben und Häuser mit Waarenlagern errichten können; außerdem wurde damals die kleine, aber wegen ihrer vortheilhaften Lage höchst wichtige Insel Hong-kong an die englische Krone zum freien Eigenthum abgetreten.

Jene fünf dem Verkehr geöffneten Seestädte führen die Namen: „Schangai, Ningpo, Fuhtscheu, Amoy und Canton". Viele englische und amerikanische Kaufleute haben sich daselbst häuslich niedergelassen, auch findet man dort Holländer, Franzosen und Spanier. Nach dem letzten Kriege von 1860, im Laufe dessen bekanntlich die Hauptstadt Peking von den verbündeten Franzosen und Engländern erstürmt wurde, gestattete der Kaiser, auch noch mit anderen Städten, wie Swatau, Tungschau und Neuschwong in der Tartarei Handelsverbindungen anzuknüpfen.

Nach dem neuen Vertrage steht es auch dem Ausländer frei, nach Gefallen im Reiche umherzureisen, nur muß jeder Reisende mit einem, von dem Consul seines Landes unterzeichneten Passe versehen sein. Dem Consul liegt ob, bevor er Jemanden den verlangten Paß ertheilt, sich nach dem Charakter des Betreffenden zu erkundigen, und wenn dieser ihm unpassend erscheint, den Eintritt in das chinesische Reich nicht zu gestatten, das heißt, den Paß zu verweigern. —

Die Insel Hong-kong bildet ein sehr hübsches Eiland, auf welchem sich der hohe „Victoriaberg" erhebt; die englische Niederlassung liegt an der See und führt den Namen der Königin von Großbritannien: „Victoria". Diese Stadt gleicht mit ihren zwischen dichtbelaubten Bäumen versteckten geräumigen Häusern und prächtigen Kirchen einem einzigen großen Garten und bietet dem Auge des Fremden

von der See aus das lieblichste Gemälde dar, das man sich denken kann; dicht vor Victoria, der englischen, breitet sich eine dichtbevölkerte chinesische Stadt mit freundlichen Häusern und gut ausgestatteten Kaufläden aus. Gegenüber der Insel Hong-kong zieht sich das Festland Chinas hin, welches an jener Stelle Kau-lung heißt; ein Theil dieser Küstenstrecke wurde im Jahre 1860 nach dem Frieden von Peking den Engländern abgetreten. —

Um von Hong-kong nach der Stadt „Canton" zu gelangen, muß man auf dem Perlfluß landeinwärts fahren und kommt dabei an der Stadt „Maçaõ" (sprich: Massaung, die Sylbe „ung" dabei durch die Nase) vorbei. Letztere Stadt erlaubte vor ungefähr dreihundert Jahren ein chinesischer Kaiser den Portugiesen zu erbauen, als Erkenntlichkeit für die Hülfe, welche diese den Chinesen gegen die heute noch auf verschiedenen Theilen der Küste sehr zahlreichen Seeräuber leisteten. Die Stadt Maçaõ liegt am südlichen Ende einer kleinen Insel, um welche die Chinesen eine Mauer gezogen hatten, die sie stets mit Soldaten besetzt hielten, aus Furcht, die Fremden möchten mehr zu gewinnen suchen, als man ihnen freiwillig gewähren wollte.

Canton.

Von Maçaõ kommt man nach „Canton" oder „Kwangtschufu", wie es bei den Chinesen heißt; auf kleineren Schiffen kann man bis dicht vor die Stadt gelangen, aber für größere Fahrzeuge ist der Fluß zu seicht und diese müssen daher an der ungefähr 12 englische Meilen weiter hinab gelegenen Insel Whampoa (auf Deutsch: „der gelbe Ankergrund") anlegen. Die Entfernung von Hong-kong bis Canton beträgt, obwohl es auf der Karte nur eine kleine Strecke zu sein scheint, doch gegen hundert englische Meilen.

Canton ist eine sehr umfangreiche Stadt; wie man

sagt, die viertgrößte im ganzen chinesischen Reiche, ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf mehr als 900,000 Seelen und von diesen wohnen fast eben so viele Leute außerhalb der Stadtmauern als in der eigentlichen Stadt. Ungefähr 100,000 Menschen leben in Kähnen und Flößen beständig auf dem Strome, welcher, soweit man sehen kann, mit Booten und Dschunken, wie die chinesischen Fahrzeuge heißen, bedeckt ist.

Von Canton aus führen Canäle in alle umliegenden Provinzen und setzen diese mit jener Stadt in Verbindung. Die bewohnten Boote auf dem Flusse werden „tankia“ oder „Eierhäuser“ genannt und bilden förmliche Straßen, in denen alle möglichen Gewerbe betrieben werden. Die chinesischen Boote haben alle einen flachen Boden und werden durch ein über dieselben gespanntes Deck aus Mattengeflecht vor den brennenden Strahlen der Sonne geschützt. Unter Tags verhüllt dieses Deck nur die Mitte des Bootes, aber bei Einbruch der Nacht wird die Matte vollständig entrollt und hüllt dann das kleine Fahrzeug auf allen Seiten ein.

Einige der Boote sind hübsch bemalt und sehr bequem eingerichtet, man nennt solche Boote: „Blumenboote“ und sie dienen bei günstigem Wetter dazu, Vergnügungsfahrten auf dem Strome zu machen.

Die Stadt Canton hat drei Stunden im Umfang und besteht aus der alten chinesischen und der neuen tartarischen Stadt, welche von einer 30 Fuß hohen und 25 Fuß dicken Mauer umgeben und von einander getrennt sind. Die Stadt selbst hat meist enge Straßen, aber zwei Pagoden und 180 Tempel, die zugleich den Priestern zu Wohnungen dienen. Eine dritte besondere Abtheilung Cantons wird von der „Kaufmannsstadt“ gebildet, in welcher sich die Factoreien der verschiedenen auswärtigen Staaten befinden. Der Handel von Canton ist ohne Zweifel von großer

Wichtigkeit, da es der Hauptplatz für die Aus- und Einfuhr des großen chinesischen Reiches und seiner Verbindung mit der übrigen Welt ist. Die großen Geldmittel, welche dem hiesigen Handelsstande zur Verfügung stehen, die hier herrschende Intelligenz, die geordneten Verbindungen aller Art welche Canton vor anderen Plätzen dem Handel darbietet, sichern ihm auch ferner für alle Zeiten den Vorzug vor anderen chinesischen Seehäfen zu.

Der Handel ist größtentheils in den Händen der Engländer und Nordamerikaner, die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Thee, rohe Seide und Seidenwaaren (darunter kostbare Shawls), außerdem sind hier noch anzuführen: Porcellan, lackirte Waaren, Firnisse, Tusche, Zucker, Ingwer, Sternanis, Indigo und Reiß. Ferner kommen in Canton zur Ausfuhr: die berühmten Malereien auf Reißpapier, Schildkrot-, Perlmutter- und Hornarbeiten, künstliche Blumen, Metalle und Arzneigewächse. —

In Canton und auf Hong-kong haben schon seit vielen Jahren englische Missionaire unter dem Volke die christliche Religion auszubreiten gesucht, es ist ihnen auch gelungen, viele der Eingeborenen zum Christenthum zu bekehren, aber die Anzahl der Christen verschwindet doch im Vergleich zu der Unmasse ihrer heidnischen Mitbürger.

Amoy.

Nördlich von Canton liegt an der Seeküste eine andere bedeutende Stadt: „Amoy“. Der Hafen Amoy's wird von hohen steilen Felsen eingeschlossen, die wie riesenhafte Elephanten schwarz und gigantisch hinausragen in die blauen Meereswogen. Viel kleiner als Canton, treibt Amoy doch seiner günstigen Lage wegen großen Handel und Hunderte von Dschunken liegen daselbst vor Anker, um Ladung (besonders „schwarzen Thee“) einzunehmen. Kein anderer Hafen Chinas kommt an Bequemlichkeit für große Schiffe

dem von Amoy gleich, denn hier haben die Schiffe nicht nöthig, wie bei Canton erst eine lange Flußstrecke hinaufzufahren, sondern sie können unmittelbar vor der Stadt selbst Anker werfen; die See rollt ihre Wogen bis vor die Häuser der Stadt und man kann sich in Folge dessen hier leicht den Genuß verschaffen, von einer Veranda hinab in die blauen Wellen zu blicken, die an den Mauern des Hauses hinaufschlagen und sich brechend, zurücksinken in ihr nasses salziges Bett; sehr angenehm ist auch an schönen Sommerabenden eine Spazierfahrt zwischen den hohen Felsen im Hafen. —

In der Umgegend Amoy's finden sich viele edle Bananenbäume, aber verhältnißmäßig wenige Gärten und bebaute Felder. Amoy ist der gesündeste Hafen Chinas, denn es wehen daselbst beständig kühle Seewinde, welche die Luft erfrischen und von schädlichen Dünsten reinigen; auch hat jene Stadt den Segen der größten Anzahl Christen unter den Eingebornen, es beläuft sich nämlich in der Stadt selbst und den umliegenden Dörfern die Zahl der Christen ungefähr auf 600; mögen sie sich im Laufe der Zeit noch verhundertfältigen! —

Reist man von Amoy zur See weiter durch die Meerenge von Formosa gegen „Fuhtschau" („die glückliche Stadt") zu, so kommt man an den „Ladronen, Larronen oder Diebsinseln" vorbei. Die meisten dieser Inseln dienen zahlreichen Seeräubern zu Schlupfwinkeln, welche fortwährend Jagd auf die von Singapore und den indischen Inseln kommenden, oft reich mit Gewürzen, wohlriechenden Harzen, Gold, Silber, Perlen und Elfenbein befrachteten chinesischen Dschunken machen, und zuweilen auch, obwohl seltener, europäische Schiffe angreifen. Die Fahrt zwischen jenen Inseln hindurch ist deshalb für Handelsschiffe äußerst gefährlich, denn es muß ein Schiff schon gut mit Kanonen und Munition versehen sein, um den verwegenen Piraten

Stand halten zu können, die gewöhnlich außerordentlich kühn beim Angriff und mit Geschützen wohl versehen sind.

An der den „Larronen" gegenüber liegenden chinesischen Küste mündet der Fluß „Min", in welchen wir einfahren und dessen Lauf wir folgen müssen, um nach „Fuhtschau" zu gelangen. Auf dieser Fahrt sieht man zu beiden Seiten sehr hohe Hügel aufsteigen, von denen einige nackt und felsig, andere mit üppigem Grün und Bäumen, oder mit Terrassen bedeckt sind, auf welchen das Volk Reiß und Getreide baut; an einer gewissen Stelle treten die Hügel so nahe zusammen, daß sie dem Flusse einen großen Theil seiner Breite nehmen, hier befinden sich zu beiden Seiten des Stroms kleine Festungen, welche letzteren beherrschen und verhindern sollen, daß Feinde sich von dieser Seite der Stadt Fuhtschau nähern. Auf größeren Schiffen kann die Fahrt bis zur Pagodeninsel fortgesetzt werden; hier aber theilt sich der „Min" und ist von nun an nur noch für kleinere Fahrzeuge schiffbar, man nimmt deshalb zur Weiterreise große sogenannte „Flatboote", die von 14 oder mehr Männern gerudert, ziemlich schnell über den im Vergleich mit unseren immer noch sehr breiten Strom dahingleiten. Einen hübschen Anblick gewähren nun die Stromufer, bald sieht man braunrothe Tempel und weiße Hütten mit sonderbar verzierten Dächern, die unter den beschattenden Bananenbäumen hervorblicken; bald treten düstere schwarze Felsen bis nahe an die Wasserfläche heran, oder ragen über dieselbe hin, als wären sie jeden Augenblick bereit, herabzustürzen und unter ihrer Last unser gebrechliches Fahrzeug zu begraben; bald wieder streift das Auge mit Entzücken über smaragdgrüne, mit Reiß bepflanzte Hügel und Terrassen. —

Nach ungefähr zweistündiger Fahrt gelangen wir zur englischen Ansiedelung „Nantai", welche zugleich die südliche Vorstadt von „Fuhtschau" bildet. In der Nähe dieser

Ansiedelung wohnen viele Chinesen und ebenso ist eine im Flusse befindliche gegenüberliegende Insel ganz von chinesischen Häusern bedeckt; durch eine auf vierzig Steinpfeilern ruhende Brücke steht Nantai mit dieser Insel in Verbindung. Der Fluß wimmelt hier von dahin eilenden Booten und die Matrosen und Bootsleute der Canton- und Tschin-tscheu-Dschunken sowie die Kulis oder Lastträger verursachen durch ihr Geschrei und Zurufen keinen geringen Lärm. Um von Nantai nach Fuhtschau zu gelangen, muß man noch drei englische Meilen weiter gehen. Ungefähr auf halben Wege zwischen beiden Orten haben die Chinesen ein Dach über der Straße angebracht, unter welchem sich viele Sitze und kleine Tische befinden, an denen die Leute, welche hier eine Tasse Thee trinken wollen, Platz nehmen. Jene Halle ist nämlich eine Art offenes Theehaus, woselbst man für einen halben Silbergroschen eine Tasse heißen Thee bekommen kann Die Kulis sind oft recht froh, wenn sie ihre schweren Lasten unter diesem großen „Ruhe-Haus" oder „Ta-ting", wie sie es nennen, einen Augenblick niedersetzen und sich für wenig Geld mit einigen Tassen heißen Thees erquicken können. Die Geldstücke, mit denen sie den Thee bezahlen, heißen „Cäsch", und je eins derselben gilt soviel als $^3/_4$ Pfennig preußisch oder 1 Centime französischer Währung. Jene Münze besteht aus einer messingähnlichen Composition, ist von runder Form, ziemlich dick, und hat in der Mittte ein viereckiges Loch, um sie an einer Schnur zu je hundert aufreihen zu können, auch ist sie auf beiden Seiten mit chinesischen Schriftzeichen bedeckt. 1000 Stück Cäsch gelten soviel wie eine Unze Silber oder „Thael", deren Werth 2 Thaler preuß. = 3 Fl. österr. Währg. = 7 Francs 50 Cts. französ. Währg. beträgt. —

Noch ungefähr $1^1/_2$ englische Meilen müssen wir von der erwähnten Theeschenke aus zurücklegen, bevor wir vor dem Südthore von Fuhtschau ankommen. Rings um die

Stadt laufen Mauern und Wälle, welche von doppelten Thoren durchbrochen und mit Wachthäusern besetzt sind, deren eines an der Vorderseite eine englische Thurmuhr trägt. Innerhalb der Stadt bemerkt man drei schöne grüne Hügel; auf einem derselben steht ein großes Wachthaus, das eigentlich nichts weiter als eine große Halle ist, deren Dach von vielen aus schwarzem Holze gefertigten Säulen getragen wird; gegenwärtig befinden sich darin aber keine Soldaten mehr, sondern es dient nur einem alten häßlichen Weibe zur Wohnung. — Ein anderer Hügel führt den Namen: „Schwarzsteinhügel“, prächtige Tempel und majestätische Bananenbäume zieren ihn; obwohl er der höchste und steilste von allen drei Hügeln ist, so gehen doch an Festtagen Haufen neugierigen Volkes hinauf zu den Tempeln, um den in den Vorhöfen derselben zur Aufführung kommenden Spielen zuzusehen. Einer der hier oben stehenden Tempel ist gegenwärtig zur Wohnung des britischen Consuls eingerichtet, da man vorläufig kein anderes passendes Gebäude für diesen finden konnte; die Priester selbst legten Hand mit an, als man die Götzen aus dem Tempel schaffte. Von hier aus hat man die herrlichste Aussicht von der Welt, besonders an Sommerabenden, wenn sich die untenliegende Gegend in den rosigen Schimmer eines Sonnenuntergangs getaucht befindet; dann erblickt man über der sich unten ausbreitenden Stadt überall leichte blaue Rauchwolken, welche von den Häusern aufsteigen, denn eben haben die Leute ihre Feuer angezündet, um das Abendessen zu bereiten. Hinter der Stadt ziehen sich weite Reißfelder hin, zwischen denen man unter großen Bäumen einzelne Häusergruppen wahrnimmt; weiterhin erblickt man zum Theil bewaldete, grüne Hügel und noch mehr in der Ferne verlieren sich hohe von blauem Dufte umwallte Berge am Horizont.

In der Stadt Fuhtschau gibt es zwei Pagoden, die

eine derselben, aus Holz erbaut, ist beinahe ganz verfallen, während sich die andere, welche aus Stein aufgeführt wurde, noch in ziemlich gutem Stande befindet. Eine Merkwürdigkeit Fuhtschau's ist die heiße Quelle, welche inmitten des Flusses „Min“ ihre Blasen von heißem Wasser emporsprudelt; man hat um die Quelle eine Mauer gezogen, um zu verhindern, daß sich das heiße Wasser mit dem kalten mische; in der Nähe wurde ein Badehaus errichtet, zu welchem Kulis das Wasser in Eimern tragen.

Die Missionaire haben in Fuhtscheu viele Unannehmlichkeiten zu bestehen gehabt, da ihnen die dort befindlichen chinesischen Priester und Gelehrten aus Eifersucht überall hindernd in den Weg traten und Alles aufboten, um die fremden Lehrer bei dem Volke in Miscredit zu bringen, doch ist es dem unermüdlichen Eifer der Missionaire wenigstens gelungen, eine kleine Christengemeinde zusammenzubringen, auch bestehen in Fuhtschau bereits mehrere christliche Schulen für Knaben und Mädchen, woselbst die trostreiche Lehre unseres Heilandes bei'm Unterricht besondere Berücksichtigung findet.

Fuhtschau ist die Hauptstadt der Provinz Fohkien und führt auch den Namen: „Bananenstadt“; in der nämlichen Provinz liegen noch das bereits oben erwähnte „Amoy“ und die Handelsstadt „Swatau“.

Von Fuhtschau führt durch die umliegenden Hügel eine den ganzen Tag über sehr belebte Straße nach „Ningpo“, der „friedlichen Wogenstadt“. Ningpo liegt 12 Meilen vom Meere entfernt, am Flusse „Tscheh“, dessen Wasser salzig schmeckt wie Seewasser; längs dieses Flusses ziehen sich außerhalb der Stadt schöne Anlagen hin, welche bei günstigem Wetter vielen hundert Spaziergängern zum Sammelplatz dienen; in der Nähe befinden sich viele chinesische Gräber, die aus Backsteinen erbaut und blau

oder weiß angestrichen wie kleine Häuser aus der grünen Umgebung hervorsehen.

Ningpo hat bei weitem nicht den bedeutenden Umfang Fuhtschau's, aber die Häuser zeigen dort eine hübschere Bauart und sind geräumiger und bequemer eingerichtet als in letzterer Stadt.

Der überseeische Handel Ningpo's kann sich mit dem der anderen, dem europäischen Verkehr geöffneten Häfen bei weitem nicht messen, nur wenige fremde Kaufleute befinden sich hier; dagegen ist der Handel nach dem Innern des chinesischen Reichs desto bedeutender; sehr hat die Stadt gelitten, als dieselbe vor zwei Jahren von den rohen Horden des Insurgentenkönigs eingenommen wurde.

Verlassen wir nun Ningpo und segeln auf dem Tscheh-Flusse dem Meere zu, so fallen uns an beiden Ufern bald kleine sonderbare Gebäude auf, welche man „Eishäuser“ nennt. Die Mauern dieser Eishäuser sind von bedeutender Dicke, damit das während des Winters in dieselben gebrachte Eis im Sommer nicht schmelzen könne. Hier bewahren die Chinesen ihre Fische auf; durch die Kälte vor Fäulniß geschützt, bleiben diese immer frisch und zum Genusse für Menschen tauglich.

An der Mündung des Flusses liegt die Stadt „Tschinhai“, in deren Nähe man auf einem steilen Hügel einen Tempel erblickt, der beinahe einem alten Schlosse ähnlich sieht. — Von Tschinhai gelangt man nach „Schangai“, indem man den Strom „Yantsekiang“ 90 englische Meilen weit hinaufgeht und sodann in den Nebenfluß „Woosung“ einbiegt. Nachdem man auf letzterem Flusse ungefähr 14 englische Meilen zurückgelegt hat, bietet sich den Blicken gerade da, wo der Wongpú in den Fluß fällt, eine Stadt von fremdartiger Bauart dar; diese Stadt ist: „Schangai“ Hier ist der Fluß mit Hunderten kleiner Boote, sans-pans genannt, bedeckt, welche, nur durch ein einziges Ruder am

Hintertheil (Spiegel) in Bewegung gesetzt, in allen Richtungen umherschießen und sowohl zur Beförderung von Waarenballen als auch zu Vergnügungsfahrten dienen. Längs dem Flußufer sich hinziehend, erblickt man rechts die Gebäude der „americanischen" Niederlassung neben den Häusern der in Schangai wohnenden „brittischen" Kaufleute, überragt von dem hohen Thurme der Dreifaltigkeitskirche, während sich links die „französische" Niederlassung am Flusse hinzieht. Hier befindet sich die belebteste Geschäftsstraße Schangais, den ganzen Tag herrscht daselbst ein unglaubliches Gewühl und Gedränge von Männern aller Nationalitäten; da kann man den Turban des Indiers neben der hohen Mütze des Persers, den dunkelfarbigen Bewohner der Philippinen neben dem blonden Europäer sehen, ferner hat man hier Gelegenheit, die verschiedensten Kleidertrachten Chinas zu bewundern, denn vor den Handelshäusern drängen sich Leute aus Canton, in langen, schwarzen Gewändern mit enganschließenden Aermeln und reiche chinesische Kaufherren, in Seide und Pelzwerk gekleidet neben den von der Sonne gebräunten halbnackten Kulis und den Bewohnern der Provinz Fohkien, welche letzteren sich durch ein um den Kopf gewundenes grellfarbiges Tuch auszeichnen.

Am Ende der großen, von den Häusern der Ausländer gebildeten Geschäftsstraße beginnt die eigentliche chinesische Stadt; es sieht hier ziemlich schmutzig und morastig aus, auch sind die Gebäude lange nicht so gut gebaut als in Ningpo, aber der Handel steht in Schangai in voller Blüthe. Die Engländer haben nämlich gerade Schangai außer Canton als Niederlassungsort gewählt, weil jene Stadt den Manufactur-Districten im Innern am Nächsten liegt. Der auswärtige Handel ist daher in fortwährendem Steigen begriffen und es liegen hier fast immer 6 — 7000 chinesische Dschunken, um Ladung einzu-

nehmen. Auch der Handel nach dem Inlande ist hier viel bedeutender als in den übrigen Häfen und die Stadt ist besonders deshalb wichtig, weil sie der Vorhafen der, 70 englische Meilen landeinwärts gelegenen großen Fabrikstadt Sutschcufu ist. — Die Bewohner Schangai's sind von äußerst lustigem Temperament, freundlich und zuvorkommend gegen die Fremden und machen sich ein Vergnügen daraus, letztere in ihren Wohnungen zu empfangen.

Auffallend erscheint dem Neuangekommenen die große Anzahl der hiesigen „Speisehäuser", aber es hat dieß seinen guten Grund; ein großer Theil der Einwohner kocht nämlich nicht selbst zu Hause, sondern kauft seine Speisen fertig zubereitet und ißt diese entweder gleich im Gasthaus oder trägt sie nach Hause, um sie mit seiner Familie zu theilen.

Seit dem Beginne der Insurrection haben viele Tausende von Chinesen in Schangai eine Zuflucht gesucht und sie unter dem Schutze englischer und französischer Truppen auch gefunden; seit dem Jahre 1861 ist in Folge dessen um die englische Niederlassung eine förmliche neue Stadt von eingewanderten Chinesen entstanden.

Christen zählt man in Schangai ungefähr zweihundert und die Missionaire haben hier eine große Lehranstalt für Knaben errichtet, auch gibt es verschiedene christliche Mädchenschulen. Vor Beginn des amerikanischen Krieges hatte man noch mehrere andere Schulen, aber aus Mangel an genügendem Betriebskapital wurden dieselben allmählich wieder aufgegeben.

Die Gegend um Schangai ist wegen ihrer tiefen Lage am Flusse ziemlich feucht und ungesund. In einer Entfernung von 30 englischen Meilen trifft man auf neue Hügel, welche wie Inseln über die mit Reis bedeckte Ebene emporragen. Auf jedem der Hügel erhebt sich ein mit schmutzigen Götzenbildern geschmückter Tempel und zahlreiche Gräber liegen um denselben herum. Ein Missionair, welcher zufällig ein-

mal jene Tempel besuchte und die dort aufgestellten Götzenbilder gewahrte, fragte die anwesenden Priester, wie sie hoffen könnten, Hülfe von Göttern zu erlangen, die nicht einmal im Stande seien, ihre Gesichter selbst rein zu erhalten. Die Priester lachten und antworteten, sie wüßten hierüber keinen Aufschluß zu geben. —

Außer den erwähnten Handelsstädten stehen den Europäern noch verschiedene große Städte am Yantsekiang offen, von denen die bedeutendsten Tschinkiang, Kiúkiang und Hankau heißen. Letzteres wird von drei Städten gebildet und hat deshalb eine große Menge Häuser. Alle diese Orte haben gleichsehr durch den Bürgerkrieg gelitten, denn zuerst wurden sie von den Rebellen eingenommen und geplündert und bald darauf geriethen sie wieder in die Hände der kaiserlichen Truppen, welche es ebenso wenig an Raub und Mißhandlung der Einwohner fehlen ließen.

„Wollt ihr nun versuchen, meine jungen Freunde, euch das wenige, was ich über das Leben und Treiben chinesischer Städte in diesem Capitel gesagt habe, zu merken?" Ich könnte noch viel mehr von ihnen erzählen, aber ich fürchte euch dadurch zu ermüden und schließe deshalb hier indem ich zu einem neuen Abschnitt unsers kleinen Buches übergehe.

Capitel V.

Aeußere Erscheinung und Kleidung des chinesischen Volkes.

Würde es uns in Deutschland nicht äußerst auffallend erscheinen, wenn alle Leute, welche man auf der Straße sieht, gleichfarbige Haare und Augen hätten? Gewiß fände man dieß in unserer Heimath sehr sonderbar. Aber in China findet man so etwas ganz natürlich, denn dort haben Alle, Männer, Weiber und kleine Kinder ohne Unterschied pechschwarze Haare und Augen. Hierauf ist aber das chinesische Volk stolz und nennt sich demzufolge auch die schwarzbehaarte Race oder den schwarzhaarigen Menschenschlag. Die Gesichtsbildung der Chinesen ist gewöhnlich flach mit breiten Backenknochen, kleinen Augen und aufgestülpter Nase. Die Chinesen können nicht glauben, daß Leute mit blauen Augen ebenso gut zu sehen vermögen, wie sie selbst mit ihren schwarzen, auch finden sie große Augen durchaus nicht schön.

Was die Körpergestalt der Chinesen betrifft, so sind die Leute in China in der Regel von kleinerer Statur als die Deutschen, doch trifft man im nördlichen Theile des Reiches auch sehr hochgebaute Männer an. Bei den Männern schätzt man in China übrigens weniger die Größe als vielmehr die Corpulenz, je dicker dort ein Mann ist, für desto schöner wird er gehalten, während die Frauen dem

chinesischen Auge besonders anziehend erscheinen, wenn sie schlank und mager sind. Hände und Füße der Chinesen sind gewöhnlich sehr klein und hübsch geformt. Die Nägel an den Händen lassen sich die Damen sehr lang wachsen, während vornehme Herren nur die Nägel ihrer rechten Hand abzuschneiden pflegen, um damit anzudeuten, daß sie nicht nöthig haben, ihren Lebensunterhalt durch schwere Handarbeit zu verdienen.

Die Gesichtsfarbe der meisten Chinesen fällt ins gelblichbraune, manche der Eingeborenen zeigen aber eine noch viel dunklere Färbung. Die in den Städten lebenden Frauen, welche selten der freien Luft ausgesetzt sind, besitzen einen matten fahlen Teint, während die Landbewohnerinnen, die viel im Freien arbeiten, ziemlich braun sind. Das gleiche Verhältniß findet bei dem männlichen Theile der Bevölkerung statt: Lehrer, Krämer und Handwerker zeigen eine beinahe weiße Gesichtsfarbe, wo hingegen Bootsleute und Lastträger, die ihre Geschäfte zwingen, sich viel auf offener Straße zu bewegen, beinahe schwarz von den glühenden Strahlen der chinesischen Sonne gebrannt sind.

Bei jungen Leuten zeigen die Gesichtsformen oft eine sehr angenehme Bildung, aber bei vorschreitendem Alter werden dieselben platt und eckig und entsprechen unserem europäischen Schönheitssinn nicht mehr.

Alle Männer pflegen sich den Vorderkopf zu rasiren, das Haar des Hinterkopfes aber winden sie mit Seidenschnüren und Borten zu einem Zopfe, den sie noch außerdem mit falschem Haar durchflechten, damit er noch dichter und länger erscheint, und womöglich bis zu den Knöcheln reicht, denn dieß gilt bei den Chinesen für äußerst elegant. Wenn ein Chinese sich frisch rasirt und seinen Zopf ordentlich geflochten hat, so sieht er ziemlich sauber und nett aus, aber da die Leute sich nur alle acht oder vierzehn Tage zu rasiren pflegen, so macht ihr Aussehen keinen be-

sonderes günstigen Eindruck. Wenn Jemand den Umfang seines Zopfes vergrößern will, so läßt er sich das Haar quer über den bisher rasirt gewesenen oberen Theil des Kopfes in einer Linie hinwachsen; sonderbar genug kommt dem Europäer ein solcher Chinesenkopf vor, wenn er jene Reihe, steif wie Borsten emporstarrender schwarzer Haare betrachtet. — Die schwerste Beleidigung, welche man einem Chinesen anthun kann, ist, ihn seines Zopfes zu berauben, derartige Diebe kommen jedoch manchmal vor, und werden dann nach Verdienst bestraft. Arbeiter und Matrosen binden während der Arbeit ihre Zöpfe auf, oder schlingen sie um ihre Köpfe herum.

Wenige Männer tragen im Sommer Hüte oder Mützen, ihre bloßen Köpfe schützen sie dadurch vor den Sonnenstrahlen, daß sie einen offenen Fächer über sich halten; Landleute und Lastträger benutzen einen breitrandigen aus Bambusrohr grob geflochtenen Hut, während Mandarine ein kegelförmiges Hütchen, aus dem nämlichen Stoff, aber sehr fein geflochten, tragen, von der Spitze des Hütchens hängt eine Trottel aus rother Seide oder Roßhaar herab. Im Frühling und Herbst dient gewöhnlich eine eng anschließende Mütze von schwarz oder blau gemusterter Seide mit einem Saum von rothem oder schwarzem Atlas eingefaßt und an der Spitze mit einem Knopfe von rother oder gelber Seide versehen, zur Kopfbedeckung, im Winter hingegen trägt man Mützen von dichtgefüttertem Seidenstoff und bei besonders strenger Kälte Filzhüte. Bei Besuchen setzen die Chinesen Ceremonienhüte auf, die aus schwarzem Sammt gefertigt sind, und von deren Spitze eine scharlachrothe Quaste herabfällt, außerdem bemerkt man an ihnen noch einen Knopf von verschiedenfarbiger Seide. Den Rang eines Mandarins erkennt man an der Farbe des Knopfes auf dem Hute, und da jeder gebildete Mann, wenn er nur fleißig seinen Studien obliegt, und die ver-

schiedenen gesetzmäßigen Prüfungen besteht, möglicher Weise eines Tages zur Würde eines Mandarins gelangen kann, so tragen Viele oben an ihrem Hute keinen Knopf, sondern nur die dazu gehörende Schraube, um damit anzudeuten, daß sie bereit seien, den Knopf daran zu befestigen, wenn es Sr. Majestät dem Kaiser gefallen sollte, ihnen denselben und die damit verbundene Würde zu verleihen. Gar viele jener armen Leute tragen die Schraube in vergeblicher Erwartung nach dem Knopfe bis zu ihrem Tode am Hute.

Die chinesischen Frauen verstehen ihr Haar außerordentlich hübsch zu machen, denn obwohl es rauh ist, so zeigt es doch viel natürlichen Glanz und üppige Fülle, welch' letztere, wie bei den Männern, durch Einflechten falschen Haares noch vermehrt wird.

Die Mädchen haben an jeder Seite des Kopfes eine Locke, welche hinter die Ohren gelegt wird, alle verheiratheten Frauen aber tragen das Haar am Vorderkopf in die Höhe gebürstet, während sie dasselbe am Hinterkopf in Form eines Knotens oder einer Schleife mit quer über einander gesteckten großen und kleinen Nadeln von Silber oder Perlmutter befestigen; je nach den verschiedenen Provinzen China's ist die Form des Knotens eine andere und verschiedene.

In Schangai ist jener Haarknoten oval und um die Mitte drei bis vier Zoll weit mit einer Scharlachschnur, die zugleich rings um den Kopf geht, umwunden, es nimmt sich dieß sehr gut aus, da die rothe Schnur lebhaft von dem rabenschwarzen Haare absticht. — Die Frauen von Ningpo und Hangtschau befestigen unter dem Haare ihres Hinterkopfes zwei sonderbare flügelartige Anhängsel aus zusammengeleimten Haaren, wodurch das Haar beinahe in die Form des Hintertheils eines griechischen Helms gebracht wird. —

In Fuhtschau schmücken sich die Landbewohnerinnen, deren Füße nicht durch Binden verunstaltet und unbrauchbar gemacht worden sind, den Kopf mit künstlichen und natürlichen Blumen von lebhaften Farben. Aus dem Haare des Hinterkopfes machen sie einen dicken Wulst, und stecken in denselben ein Horn von Silber oder Zinn, welches sich über den Kopf hinbiegt und durch lange Nadeln, die beinahe Schraubenziehern gleichen, festgehalten wird. Bei heißem Wetter schützen sich diese Frauen durch einen großen runden Strohhut, der in der Mitte, statt der Krone, eine Vertiefung besitzt, und von dessen Rändern Fransen von blauer Wolle oder Seide herabhängen. — Hier in Fuhtschau kann man oft Mädchen sehen, deren Kopf auf das Schönste geschmückt ist, die dabei aber mit bloßen Füßen in den Straßen umherlaufen. Eine Lieblingszierde für den Kopf chinesischer Frauen bildet ein am Ende einer langen Nadel befestigter kleiner Vogel von Gold, zuweilen mit Juwelen besetzt, der über die Stirne hereinragt, und so im Haare befestigt ist, daß die Nadel in leichte Schwingungen geräth, sobald die Dame geht. Von allen Ständen werden auch Ohr- und Armringe getragen.

Um den Kopf befestigen die Frauen in China allgemein ein Stück Seiden- oder Sammtband, auch oft ein bandförmig zugeschnittenes Stück feinen Pelzes, welches vorn breit um die Stirne anschließt, gegen den Hinterkopf zu allmählich schmäler werdend, unter dem Haarknoten mittelst silberner Haken geschlossen ist. Dieses Stirnband ist hübsch mit Sammt eingefaßt, mit Silberstickerei bedeckt und durch drei oder vier ächte oder nachgemachte Juwelen verziert.

Um sich vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen, tragen die chinesischen Damen einen Sonnenschirm, bei windigem Wetter befestigen sie hingegen ein seidenes oder wollenes Tuch um den Kopf. Hiebei machen sie es

aber gerade uns entgegengesetzt, sie ziehen nämlich das Tuch nach vorn, um so die Stirne zu schützen, während wir mehr den Hinterkopf vor den Einflüssen der Witterung zu bewahren suchen.

Die Kleidung der Männer ist von derjenigen der Frauen in China lange nicht so verschieden, als bei uns in Europa. Das Obergewand ist für beide Geschlechter ziemlich gleichartig, die gewöhnliche Farbe und der Stoff für den Anzug Unbemittelter ist blaues oder schwarzes Baumwollentuch; sowohl Ober- als Unterkleider werden daraus verfertigt. Während des Sommers tragen die meisten Handwerksleute, welche im Freien oder in den Läden arbeiten müssen, keine andere Bekleidung als weite Baumwollenhosen und statt Schuhen und Strümpfen aus Stroh verfertigte Sandalen, die mit Schnüren zwischen den Zehen befestigt werden, im Winter dagegen sind auch diese Leute warm gekleidet, tragen Strümpfe und Schuhe und sehen recht behäbig aus.

Die hauptsächlichsten Kleidungsstücke für Männer sind ein langer, bis auf die Knöchel herabreichender mantelartigen Ueberwurf, ferner ein Oberkleid, Reiserock oder mokwo genannt und enganschließende Beinkleider, welche bei kaltem Wetter unter den weiten Hosen getragen werden. Bei reichen Leuten sind diese Kleidungsstücke stets von Seide oder Atlas und mit Pelzwerk verziert. Die Lieblingsfarben der Chinesen für ihre Kleidung sind hell- und dunkelblau, grau und purpurfarben, grün sieht man nur selten, citrongelb wird nur vom Kaiser und einigen Gliedern der kaiserlichen Familie getragen. Uebrigens liebt das chinesische Volk glänzende Farben und schreiende Gegensätze, man hat deßhalb oft Gelegenheit, auf offener Straße Männern zu begegnen, welche gelbe Beinkleider neben einem Reiserocke von purpurrother Farbe und weiten, mit schneeweißem Lammfell besetzten Aermeln tragen,

und außerdem noch über das Ganze einen langen Mantel von himmelblauer Farbe geworfen haben. In solchem Anzuge schreiten die chinesischen Herren nun äußerst gravitätisch die Straßen hinab, und man sieht ihnen dabei an, daß sie sich auf ihren in der Kleidung entfalteten guten Geschmack etwas einbilden und ihre Person für äußerst achtunggebietend und würdevoll halten. Mandarine und deren Frauen haben vorn an ihrem Gewand einen Vogel oder ein anderes Thier eingestickt, auch tragen sie um den Leib einen Gürtel mit Edelsteinen besetzt, dessen Werth je nach dem Range verschieden ist, außerdem bemerkt man an vornehmen Leuten noch um den Hals eine Kette großer Ambrakugeln geschlungen, die viel Aehnlichkeit mit Perlen des Rosenkranzes der Katholiken haben. Auch Strümpfe und Schuhe fehlen im Sommer bei wohlhabenden Leuten nicht.

Die Strümpfe werden in China nicht wie bei uns elastisch gestrickt oder gewoben, und schließen deshalb auch nicht so gut an, wie die unsrigen; man macht dort die Strümpfe vielmehr nach Art unserer Stiefeln. Zu diesem Zwecke schneidet man aus einem Stücke dicken Baumwollenzeug die einzelnen Theile, aus denen ein Strumpf besteht, und setzt diese zu einem Ganzen zusammen. — In Schangai trägt man die Strümpfe über den weiten Hosen, anstatt wie bei uns, unter denselben und die Strumpfbänder werden dann unter dem Knie um das Bein befestigt.

Die Schuhe der Chinesen bestehen aus Baumwollen- oder Seidenzeug und sind vorne emporgeschweift, sie haben sehr dicke Sohlen aus zusammengekleistertem Pappdeckel oder zusammengenähten Lappen; die Stelle des Absatzes vertritt ein Stück Holz. An der Oberfläche sind die Schuhe entweder mit geschorenem Sammet oder mit Streifen bunten Tuches besetzt; die Stiefel der Mandarine haben ein ziem-

lich plumpes Aussehen und bestehen aus schwarzem Atlas. Bei nassem Wetter gebrauchen die Chinesen Lederschuhe mit stark genagelten Sohlen, denn die Wollenschuhe mit Pappendeckelsohlen würden bald vom Regenwasser zerweicht und unbrauchbar gemacht werden.

In den chinesischen Moden herrscht sehr wenig Abwechselung, denn meistens vererben die Kleidungsstücke vom Vater auf den Sohn. In China gilt Jemand, der über eines Anderen Anzug Bemerkungen macht, so daß dieser es hört, durchaus nicht für ungebildet und unartig, vielmehr hält man es für ein sehr artiges Compliment, wenn ein Fremder zu dem Träger eines schönen Gewandes sagt: „Ich vermuthe, daß dieses kostbare Kleid einst Ihrem Großvater gehört hat"; denn daraus geht ja nur hervor, daß des Eigenthümers Familie schon zu seines Großvaters Zeiten reich genug gewesen, um sich ein so werthvolles Gewand anschaffen zu können.

Die Kleidung der chinesischen Frauen ist anständig und bescheiden. Sie haben weite Hosen und über diese einen blusenartigen Ueberwurf, der sich über den Hüften in weite Falten legt und darüber wird noch ein Oberkleid geworfen, welches bis zum Halse anschließt und bis auf die Kniee herabfällt. Die Aermel des Oberkleides werden von den Damen ziemlich lang getragen, bei kaltem Wetter verstecken sie darunter ihre Hände, um sich dadurch zu erwärmen; manchmal sind diese Aermel sehr weit und mit reich gesticktem Atlas besetzt, man schlägt sie dann zurück, so daß dadurch ein Saum gebildet wird. Aermere Frauen tragen an ihren Kleidern kürzere Aermel, die sie bei warmem Wetter in vielen Falten bis an die Ellbogen zurückschlagen. —

In den chinesischen Städten besitzen sehr wenige Frauen unverkrüppelte Füße, vielmehr haben die Füße der meisten von ihnen durch festes Zusammenbinden und fortwähren-

des Schnüren von zarter Jugend an ihre natürliche Form verloren und sind durch jene gewaltsame Behandlung zu abscheulichen Klumpfüßchen geworden. Um diese verunstalteten Füße vor der Kälte zu schützen, gebrauchen die Frauen statt Strümpfen Socken und sehr weite, mittelst Lederstreifen um die Knöchel befestigte Schuhe. — Die chinesischen Damen gewöhnen sich jedoch durch langjährige Uebung so an ihre kleinen Füße, daß sie auf denselben ziemlich gewandt umherzugehen vermögen, jedoch behält ihr Gang immer etwas Schwankendes, Unsicheres. In Europa würde man nun freilich eine Frau, welche eine solche Gangart angenommen hätte, nicht für besonders anziehend halten, vielmehr lieben die Europäer an ihren Frauen sichere gerade Haltung und diese erscheinen unserem Auge um so reizender, je schwebender, sicherer und ungezwungener ihr Schritt ist. — Aber die Chinesen finden im Gegentheil außerordentliches Wohlgefallen an den kleinen Füßen ihrer Frauen. Die Dichter benennen erstere: „goldene Lilien" und vergleichen die hin und her wankenden Frauen mit schlanken Weidenbäumen, welche am blumenbedeckten Strom durch kosende Winde hin und her bewegt werden. — Schätzen wir uns glücklich, daß man in unserem Lande eine solche Unsitte nicht kennt, durch die wir gezwungen wären, irgend ein Glied unseres Körpers in seiner Entwickelung zu hemmen, sondern daß wir frei und ungestört die Gestalt behalten können, welche uns Gott von Natur verliehen hat. Uebrigens sind die tartarischen Damen in jener Beziehung verständiger, sie lassen nämlich ihren Füßen die ursprüngliche Form und verderben sie nicht durch Zusammenschnüren, das Gleiche gilt von den chinesischen Bäuerinnen, und den Frauen der Bootsleute und Lastträger. — In manchen Städten China's besteht zwischen den klein- und großfüßigen Frauen eine strenge Scheidewand, die sich besonders in der verschiedenartigen Kleidung öffentlich kund gibt. — Die

ersteren haben nämlich schöngestickte seidene, Atlas- oder Florkleider von hellen Farben und lassen sich wenig auf öffentlicher Straße sehen, letztere hingegen tragen blaue und schwarze mit Atlasstreifen besetzte Baumwollengewänder. Im Süden lieben die Frauen weiße Kleidung, und fassen diese um den Hals und die Aermel mit breiten Streifen von schwarzem Atlas ein, in Futschau trägt die Frauenwelt auch hauptsächlich weiße Kleider, dort werden dieselben aber mit rosenrothem oder blauem Bande besetzt, hiezu tragen die Frauen purpurfarbene mit Grün vorgestoßene weite Hosen, welche allerliebst von dem Rosa des Obergewands abstechen. —

Nun will ich auch einige Worte über das Aussehen einer chinesischen Braut sagen. In China wird eine Braut vor der Trauung mit einem Kleide von scharlachrother Farbe, das oft mit prächtiger Silberstickerei bedeckt ist, geschmückt. Das Gesicht verbirgt sich beinahe ganz unter Perlenschnüren und Trotteln von farbiger Seide, auf dem Kopfe trägt die Braut eine sonderbar geformte Krone. Nach vollzogener Trauung bringt man die Neuvermählte in einer roth angestrichenen Sänfte nach dem Hause ihres Gatten. —

Zum Zeichen der Trauer nimmt der Chinese nicht etwa schwarze Kleidung, wie der Europäer, sondern er vertauscht vielmehr das schwarze Band, mit welchem er bisher seinen Zopf durchflocht, mit einem weißen und läßt die schwarzen Knöpfe an seinem Rocke mit weißer Seide überziehen.

Im Winter kann sich wohl Niemand zweckmäßiger und wärmer kleiden, als die chinesischen vornehmen Herren und Damen mit ihren seidenen Gewändern, kostbarem Pelzwerk und gefütterten Mänteln, aber leid thut es mir, sagen zu müssen, daß es dort auch Bettler genug gibt, die kaum die nöthigsten Kleidungsstücke aufbringen können, um ihre

frierenden Glieder wenigstens einigermaßen vor der empfindlichen winterlichen Kälte zu schützen.

Die herrschende Gleichmäßigkeit des Anzugs gibt einer chinesischen Volksmenge ein sehr sonderbares Aussehen; hierüber spricht sich ein englischer Missionair folgendermaßen aus: „Ich war gerade zum erstenmal in meinem Leben in die chinesischen Gewässer gekommen, als unser Schiff bei'm Einfahren in eine Flußmündung auf eine Sandbank gerieth und bald so fest saß, daß der Capitain sich genöthigt sah, bis zum Wiedereintritt der Fluth hier liegen zu bleiben. Nicht lange dauerte es, so bemerkten uns die Einwohner einer nahe gelegenen chinesischen Stadt und strömten massenweise an das Ufer, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, woran es fehle. Bald bedeckte sich die ganze Fläche vor uns mit Neugierigen, welche in der That einen merkwürdigen Anblick darboten. Da standen sie in langen Reihen, Kopf an Kopf, alle in ihrer blauen Kleidung mit ihren braunen Gesichtern, schauten zu uns herüber und theilten sich unter heftigen Gesticulationen und lautem Geschrei gegenseitig ihre Ansicht über den uns zugestoßenen Unfall mit. Dabei wackelten ihre Zöpfe gleich Kuhschwänzen auf höchst possierliche Weise hin und her. — Jener Tag war gerade ein Sonntag, aber ach! kein Ruhetag für das arme heidnische Volk China's, vielmehr waren jene Leute, welche von dem Anblicke unseres Schiffs angezogen wurden, soeben aus ihren Werkstätten oder von den umliegenden Feldern herbeigeeilt. —

Capitel VI.

Jugendleben in China.

Wenn man im chinesischen Reiche umherreist, so trifft man dort überall, gerade so wie in Deutschland, sowohl in Städten als Dörfern kleine Kinder an, welche entweder in den Straßen herumlaufen und sich da mit Spielen ergötzen, oder in den Werkstätten sitzen und ihren Eltern bei der Arbeit zusehen. Oft hat man auch Gelegenheit, die Kleinen an heiteren Sommerabenden vor den Hausthüren sitzen und ihre Tellerchen vor sich, das Abendessen verzehren zu sehen. Gerade wie in unserer Heimath sind auch im fernen China die kleinen Kinder die Lieblinge und das Spielzeug ihrer Eltern, manchen Vater kann man in der Abenddämmerung erblicken, der nach des Tages Arbeit seinen kleinen Sohn liebkosend umherträgt, manche Mutter, welche sich zärtlich über ihr schlummerndes Kind hinneigt, es aber nicht küßt, wie dieß europäische Mütter thun würden, sondern ihm zuflüstert: „Oh, wie bist Du doch so wohlriechend, mein süßes Kind!"

Besonders die Geburt eines Knaben ist für Eltern und Verwandte ein frohes Ereigniß. Die Eltern schicken alsdann ihren Bekannten Früchte und bemalte Eier zum Geschenke, während letztere dagegen der Mutter des Kindes Kuchen und Früchte zusenden. Der Chinese zieht aus mancherlei Gründen Söhne — Töchtern vor, denn wenn die

Töchter erwachsen sind, so heirathen sie gewöhnlich und kommen in eine andere Familie; ihre Eltern verlieren dann nicht nur ihre Dienstleistungen, sondern sie bekommen auch nicht den mindesten Ersatz für die Kosten, welche deren Erziehung und Erhaltung verursacht hat. Bei den Söhnen gestaltet sich das Verhältniß aber ganz anders. Denn im Fall diese sich vermählen, bekommt die Mutter Schwiegertöchter, welchen sie nach Gefallen befehlen kann und die ihr in jeder Hinsicht untergeben und dienstbar sind, sie bleibt daher immer eine höchst wichtige Person im Hause ihres Sohnes. Dieß ist aber noch nicht Alles. Die Söhne können nämlich nur allein den Leichenfeierlichkeiten bei der Beerdigung der Eltern, auf welche diese sehr viel halten, vorstehen, während die Töchter hievon nach Landesgebrauch ausgeschlossen sind.

In manchen Theilen China's wirft man oft kleine Mädchen sogleich nach der Geburt in's Wasser, wie bei uns etwa die überflüssigen jungen Katzen, gewöhnlich geschieht dieß deshalb, weil die Eltern fürchten, aus Armuth ihre Kleinen nicht ernähren zu können. Das ist aber freilich kein Entschuldigungsgrund für solch' ein grausames, unnatürliches Verfahren. — Das arme Heidenvolk kennt eben den wahren gütigen Gott und unseren liebevollen Erlöser nicht, sonst würde es gewiß nicht seine kleinen Mädchen ermorden, sondern vielmehr auf den Herrn vertrauen und ihn bitten, die nöthigen Mittel zu gewähren, um die Kinder erziehen zu können. — Glücklicherweise ist jener abscheuliche Gebrauch nicht über das ganze chinesische Reich verbreitet, sondern beschränkt sich nur auf einige Provinzen China's, deren Bewohner von barbarischerem Charakter als die größere Menge ihrer Nachbarn sind. Hoffentlich wird sich aber auch dort mit der Zeit durch den Einfluß europäischer Missionaire jene grausame Sitte verlieren.

Wenn ein chinesisches Kind ungefähr einen Monat alt

geworden ist, so wird sein Kopf glatt rasirt, und der Vater ladet die Verwandten und Freunde zu einer Festlichkeit ein, bei welcher er dem Kinde einen Milchnamen gibt. Mädchen werden gewöhnlich bis zur Zeit ihrer Verheirathung bei diesem ersten Namen genannt, während Knaben denselben nur bis zur Zeit des Schulbesuchs, das heißt: bis zum siebenten oder achten Lebensjahre behalten.

Der Milchnamen hat meist irgend eine schmeichelhafte Bedeutung für das Kind, welches ihn trägt. Man findet da z. B. Namen wie: „kostbare Perle,“ „duftende Rose“, „himmlischer Frieden“; manchmal wird auch durch den Namen die Stelle angezeigt, welche das Kind in der Familie einnimmt, z. B.: „älterer Bruder“, „Aeltester“, „No. 2“, „kostbarer Dreier“. Manchmal aber hat der Milchname einen scheinbar geringschätzenden verächtlichen Sinn.

Dieß hat seinen Grund eines Theils darin, daß der Vater sein Kleines zwar sehr liebt, aber dessen ungeachtet nicht zeigen will, daß er für dasselbe besonders eingenommen sei, anderntheils geschieht es aber hauptsächlich, um sich vor der Rache böser Geister zu schützen. Wenn dem Chinesen nämlich ein Kind stirbt, glaubt er oft, ein böser Geist habe es ihm entrissen, um ihn, den Vater, dadurch zu ärgern und zu betrüben; er legt nun dem folgenden Kinde einen Namen bei, aus welchem der Geist schließen soll, daß jenes Kind von seinen Eltern nicht besonders geliebt wird, und daß es letztere wenig kümmert, wenn sie dasselbe verlieren. Ist der Geist nur erst einmal zu diesem Schlusse gelangt, so fühlt er, — denkt der Chinese — keine Lust mehr, sich auch das zweite Kind anzueignen, denn das Hauptvergnügen, die Eltern damit zu ärgern, wäre ihm ja doch verdorben.

Chinesische Kinder werden in ihrer frühen Jugend nicht gewaschen und gebadet, wie unsere deutschen kleinen Kinder,

denn die Chinesen halten es für gefährlich, ein Kind während des ersten Lebensjahres in Wasser zu bringen, und reiben demzufolge ihre Kleinen, um sie zu reinigen, nur mit einem nassen Tuche ab.

Sobald das Kind fähig ist, auf seinen kleinen Füßen zu stehen, bringt man es in ein Gestell, in welchem ein kleiner Stuhl angebracht ist, und das einigermaßen einem Wagen ohne Räder gleicht. Im Winter vertauscht man jenes Gestell mit einem dicht aus Stroh geflochtenen Korbe, welcher oben und unten eine Oeffnung hat. Oben wird das Kind hineingebracht, und auf dem Boden des Korbes befindet sich ein mit glühenden Kohlen gefülltes Gefäß, das dazu dient, die Füßchen des Kindes zu erwärmen; zum Spielen bekommt es dabei Klappern in die kleinen Hände.

So lange ein Kind nicht laufen kann, wird es von der Mutter nicht entwöhnt, dann aber füttert man es mit sehr weichem Reis, der in der Stadt Schangai den Namen „tsok“ führt. Sobald das Haar eines Kindes lang genug geworden ist, flicht man es zu einem kleinen Zopf, umwickelt denselben mit schmalem rothem Seidenband, und läßt ihn auf höchst sonderbare Art durch ein Loch des Häubchens hervorstarren. Die Kinderhäubchen bestehen nicht so wie in Deutschland aus Musselin und Spitzen, sondern vielmehr aus zusammengenähten, mit Stickerei reich verzierten Sammt- und Seidenbändern, außerdem befinden sich daran noch eine Menge kleiner Glocken und das goldene oder vergoldete Bild irgend eines „busáh“ oder Götzen, welch' letzterem die arme heidnische Mutter schützende Kraft für ihr Kind zuschreibt.

Zu der Kleidung der Kinder verwendet man nie Stoffe von weißer Farbe, denn „weiß“ ist ja, wie schon bemerkt, die Farbe der Trauer. Aermere Leute kleiden ihre Kleinen in blaues Baumwollenzeug, aber reichere wählen Seiden- und Atlasstoffe von den lebhaftesten Farben; je

greller diese sind, um so größeren Gefallen finden die chinesischen Eltern an den daraus verfertigten Gewändern. Der Anzug eines chinesischen Kindes besteht aus einem langen, hinten offenen Unterkleid, über welches ein bis zum Hals anschließendes Kleid mit weiten Aermeln und kleinem Kragen, geziert mit vielen Glöckchen, geworfen wird.

Im Winter sehen die Kinder fast wie kleine Polster aus, denn dann sind ihre Kleider derartig mit Baumwolle gefüttert, daß sich die armen Geschöpfe kaum drehen und wenden können, und die Aermel stehen so steif hinaus, daß sie es dem Kinde unmöglich machen, seine Aermchen frei zu bewegen.

Im Sommer gehen die kleinen Kinder in China fast ohne alle Kleidung; nur ein Stück Baumwollenzeug bedeckt den Vordertheil ihres Körpers und wird ihnen durch eine silberne Kette um den Hals befestigt. Oft aber, wenn das Wetter sehr heiß ist, werfen sie auch jene letzte Hülle ab, und laufen dann ganz nackt, blos mit dem Halskettchen herum. So etwas geht nun freilich über europäische Anstandsbegriffe hinaus, gewährt aber immerhin einen äußerst sonderbaren Anblick. Denkt euch ein fettes, von der Sonne braungebranntes Kind, welches mit Augen wie große schwarze Perlen, umherläuft und spielt und dazu noch jenen abscheulichen Zopf, der große Aehnlichkeit mit einem „Ferkelschwanz" hat, und ebenso wie dieser nach allen Richtungen umherwackelnd, den Zuschauer zu necken und absichtlich ärgern zu wollen scheint. — Aeltere Kinder tragen bei heißem Wetter kurze weite Baumwollenhosen und darüber ein aus grobem Tuche oder dünnem Flor gefertigtes Oberkleid.

Hat ein Knabe das Alter von 8 Jahren erreicht, so muß er die Schule besuchen und erhält einen Anzug, der genau denselben Schnitt zeigt, wie derjenige erwachsener Männer, natürlich in verkleinertem Maaßstabe. Sie tra-

gen dazu im Winter mützenartige Kopfbedeckungen und kleine steife Sammet-Halskragen. Mit dem Lernen beginnen sie sogleich nach Tagesanbruch und hören erst um 5 Uhr Abends auf, dabei läßt man ihnen kaum Zeit genug, ihr Mittagsessen mit Ruhe zu sich zu nehmen.

Gewiß wäre es zweckmäßiger, den Kindern einige Stunden des Tags zu unschuldigen Spielen zu gönnen, sie würden dann im Laufe der Lehrstunden um so fleißiger sein und dem Unterrichte mehr Aufmerksamkeit schenken. Bei jener unvernünftigen Methode aber, die Knaben den ganzen Tag über zum Lernen anzuhalten, verlieren diese die rechte Lust, werden gleichgültig und können aus langer Weile oft kaum den Schlaf unterdrücken. —

Uebrigens kennt die chinesische Jugend nur wenige unserer europäischen Spiele, auch besitzt sie nicht viele Spielsachen. Kleinere Kinder unterhalten sich gewöhnlich mit, aus Kartenpapier geschnittenen oder aus Thon geformten, Thiere und Menschen vorstellenden Figuren, aber größere Knaben, welche die Schule besuchen, verschmähen solch' kindisches Spiel, stolzieren vielmehr in ihren Freistunden herum wie erwachsene vornehme Herren und suchen sich womöglich alle guten und schlimmen Gewohnheiten solcher anzueignen. Leider entwickeln sie dabei so viel Scharfsinn und anstelliges Wesen, daß sie bald mit Karten, Würfeln und Dominosteinen ebenso gut als die Erwachsenen umzugehen wissen, die sie sich zum Vorbilde genommen haben.

Große Sorgfalt wird von Seiten der Eltern den Kindern gegenüber darauf verwandt, den letzteren die äußeren Formen und Regeln des Anstandes einzuprägen, welche sie gegen Verwandte und Freunde zu beobachten haben.

Wenn bei einem chinesischen Herrn ein Besuch vorspricht, so erkundigt sich dieser vor Allem nach dem Befinden der Söhne. Die Knaben werden dann hereinge-

bracht, um den Fremden anstandsgemäß zu begrüßen; von ihren Eltern sind sie angewiesen, vor dem Besucher niederzuknieen, ihren Kopf bis zum Fußboden zu neigen, so daß sie diesen berühren und sich hierauf zum Zeichen der Ehrerbietung in angemessener Entfernung dem Gaste gegenüber zu stellen.

Schon in sehr zarter Jugend nehmen die chinesischen Eltern ihre Söhne in die Tempel mit. Man sieht dort oft Väter kaum 2jährige Kinder unterweisen, ihre kleinen fetten Hände zu falten, niederzuknieen und dabei den Nacken bis auf den Boden vor den Götzenbildern zu beugen. —

Was die Erziehung der kleinen Mädchen betrifft, so studiren dieselben manchmal mit ihren Brüdern so lange, bis sie das 12. oder 14. Jahr erreicht haben.

Dann aber werden sie ihren Müttern oder verwandten Freundinnen zur weiteren Ausbildung übergeben und dürfen nie das Zimmer ihres Vaters betreten, wenn derselbe befreundete Männer zu Besuche hat.

Oft verloben Eltern gegenseitig ihre Kinder, während diese noch sehr jung sind, in Folge dessen nimmt manchmal die künftige Schwiegermutter die kleine Braut zu sich und kann dieser letzteren dann eine Erziehung ganz nach ihrem Gefallen geben lassen.

Gewöhnlich lehrt man den Mädchen, ihre Schuhe selbst zu fertigen und mit Stickereien zu versehen, außerdem lernen sie auf einer Art Guitarre spielen, zuweilen auch wohl Lesen und Schreiben, in den Mittelclassen trifft man jedoch selten Frauen an, welche lesen und schreiben können.

Ferner unterweist man die Mädchen in der Kunst, ihre Füße durch Binden so krüppelhaft als möglich zu machen und lehrt sie Nähen und Spinnen.

Uebrigens hält man sie nicht besonders streng zur Arbeit an, und sie bringen deshalb einen großen Theil

ihrer Zeit damit zu, das Haar zu machen und sich anzukleiden.

„Arme Geschöpfe!" sie haben keine unterhaltenden Bücher, um sich damit die Zeit verkürzen zu können, auch ist ihnen nach der Landessitte nicht gestattet, mit Freunden umzugehen, jedoch fühlen sie sich deshalb nicht unglücklich, denn sie haben ja nie die Annehmlichkeiten kennen und schätzen gelernt, welche die europäische Civilisation mit sich bringt.

Uebrigens haben es die Chinesen sehr gern, wissenschaftlich gebildete Töchter zu besitzen, und deshalb erfreuen sich auch die von fremden Missionairen in den verschiedenen offenen Häfen errichteten Schulen eines außerordentlich lebhaften Besuchs. Dort werden die Mädchen im Christenthum unterwiesen, auch ist es ihnen möglich gemacht, daselbst noch viele andere Dinge zu erlernen und können sie überhaupt dieselbe Schulbildung erlangen wie die Knaben.

Hoffen wir, daß jene Mädchen die erlangten Kenntnisse einst dazu anwenden werden, um ihre armen Landsleute und eigenen kleinen Kinder aufzuklären, und sie besonders auch den einzig wahren Gott und unseren liebreichen Erlöser kennen zu lehren.

Capitel VII.

Chinesische Schulen und Sprache.

Wie ich euch schon im letzten Capitel erzählte, werden die chinesischen Knaben in die Schule geschickt, sobald sie das sechste oder siebente Lebensjahr überschritten haben. Die Kinder wohnen dabei im Hause ihrer Eltern, gehen jeden Morgen, sobald der Tag graut, nach dem Schulgebäude und kehren erst bei Einbruch der Nacht nach Hause zurück.

Das Frühstück nehmen die Kinder gewöhnlich mit nach der Schule, um es hier zu verzehren, manchmal gehen sie aber, um zu frühstücken, wieder nach Hause, oder man schickt ihnen das Essen zu.

Die Schulen sind selten so geräumig und hell, wie bei uns, auch befinden sich in denselben niemals mehr als dreißig Knaben, ja oft beläuft sich deren Anzahl auf nicht mehr als zehn, denn die Eltern halten es, vorausgesetzt, daß sie das Schulgeld bestreiten können, für zweckmäßiger, wenn nur wenige Knaben sich in einem Zimmer beisammen befinden, besonders deswegen, weil sich dann der Lehrer mehr mit dem einzelnen beschäftigen und Alle besser beaufsichtigen kann.

Nur zu oft findet man kleine, dunkle Schulzimmer, die häufig im oberen Stock eines Hauses gelegen sind, wo die Hitze während des Sommers unerträglich wird, oder das Schulhaus liegt in irgend einer geräuschvollen Straße, wo es den Tag über so lärmend zugeht, daß es Lehrern und Schülern zuweilen ganz unmöglich wird, sich gegenseitig verständlich zu machen.

In den besseren Schulzimmern bemerkt man kleine Tische, an welchen immer je zwei Knaben sitzen. Vor jedem

Knaben befindet sich eine Lage weißen Papiers, ein kleiner viereckiger Stein, sogenannte Tuschschaale, auf welchem man die Tuschfarbe abreibt, ferner ein mit Wasser gefülltes Töpfchen und ein Gestell für die, statt Federn zum Schreiben benützten Borstenpinsel. Um diese Pinsel zu schonen, befestigt man, wenn dieselben nicht in Gebrauch sind, ein hohles Stück Bambusrohr daran.

Des Lehrers Tisch unterscheidet sich nur dadurch von den Tischen der Schüler, daß er ein wenig größer ist und auf demselben noch eine Tuschschaale steht, in welcher sich rothe Tuschfarbe befindet, die der Lehrer zum Corrigiren der Arbeiten seiner Schüler gebraucht.

Ferien kennt man in chinesischen Schulen nicht, nur eine kurze Zeit um Neujahr und an einigen anderen Festtagen, welche das ganze Volk feiert, alle Läden geschlossen bleiben und Niemand arbeitet, wird keine Schule gehalten, und nur dann haben Lehrer und Schüler einige Tage Ruhe. Diese wenigen Festtage müssen Lehrern und Schülern äußerst willkommen sein, noch dazu, da man in China nicht einmal den Sonntag kennt, an welchem man von den Anstrengungen, die die Woche mit sich gebracht hat, ausruhen könnte. —

Das erste Buch, welches man dem jungen chinesischen Schüler in die Hand gibt und das die Stelle unserer ABC-Bücher vertritt, führt den Namen: „Das Dreizeichen-Buch“; dazu erhält jeder noch ein, mittelst rother Tuschfarbe in lauter Viereckchen eingetheiltes Blatt Papier. In diese Viereckchen werden die verschiedenen Zeichen eingeschrieben, von denen jedes nicht einen besonderen Buchstaben, sondern ein ganzes Wort vorstellt. Der Schüler muß die Schriftzeichen so lange in die Quadrate einschreiben, bis er so vertraut mit Form und Werth derselben geworden ist, daß es ihm ohne vieler Mühe gelingt, die verschiedene Bedeutung der Zeichen in dem Buche selbst herauszufinden.

Die chinesische Sprache zählt ungefähr 4000 verschiedene Wortzeichen, welche sich der studirende Chinese allmählich zu eigen machen muß, wenn er die Schriften seiner Gelehrten lesen und verstehen will.

Sobald sich die Kinder fähig glauben, einige der in dem „Dreizeichenbuch" oder wie es auf chinesisch heißt, in dem „San-tse-king" hersagen zu können, so stehen sie auf und treten mit ihren geöffneten Büchern an den Tisch des Lehrers, welcher nun mit ihnen das Gelernte auf folgende Weise durchgeht. Der Lehrer sagt nämlich den Schülern je drei Worte vor, welche diese ihm mit lauter Stimme nachsprechen müssen. So liest z. B. der Lehrer mit lauter Stimme vor: „sing-chi-tsu"; „sing-punchen"; „sing-siang-kin"; „seh-siang-yuen"; und die Kinder wiederholen jene Worte. Dieses Verfahren wird so lange fortgesetzt, bis die Knaben mit dem Namen aller vorgelesenen Zeichen ziemlich vertraut sind und deren Sinn zu verstehen vermögen.

Sodann kehren die Schüler wieder an ihre eigenen Tische zurück, setzen sich hier nieder und fangen von Neuem an, die gelernten Buchstaben, um dieselben noch mehr ihrem Gedächtnisse einzuprägen, laut herzusagen oder vielmehr herzusingen. Den Lärm, den sie dabei machen, kann man sich vorstellen; denn alle zwanzig Knaben memoriren so laut als möglich mit singender Stimme ihre Lection, wobei das Geräusch dadurch noch vermehrt wird, daß nicht Alle die nämlichen, sondern Jeder verschiedene Worte vor sich hinsingt. Sobald ein Knabe glaubt, dem Lehrer das Gelernte ohne Fehler hersagen zu können, geht er auf diesen zu, gibt ihm sein Buch in die Hand und sagt seine Lection auswendig her, indem er dem Lehrer dabei den Rücken zuwendet.

Die Sprache, in welcher das Buch abgefaßt ist, stimmt nicht genau mit der Umgangssprache der heutigen Chinesen

überein und deshalb kann der Schüler aus den gelernten Worten ohne vorhergegangene Erklärung von Seite des Lehrers keinen Sinn herausfinden. Es kommt in Folge dessen auch nie in chinesischen Schulen vor, daß ein Knabe während der ersten Zeit des Unterrichts zum vollkommenen Verständnisse des „Dreizeichenbuches" gelangt, da er sein Gedächtniß mit einer Menge für ihn ganz unverständlicher Laute beladen muß. —

In chinesischen Schulen wird weder Geographie, noch Arithmetik, noch fremde Sprachen, Musik oder Zeichnen gelehrt, nur ein wenig Geschichte von „China" trägt der Lehrer vor, den größten Theil der Zeit beim Unterricht nehmen aber Schreiben und Lesen weg.

Wenn ein Mann es nach jahrelangem, oft 10jährigem Studium so weit gebracht hat, die neun Bücher der Gelehrten Confucius und Mencius, welche die Chinesen außerordentlich werth halten, fließend lesen und einen großen Theil ihres Inhalts aus dem Gedächtnisse hersagen zu können, so genießt er den Ruf eines wissenschaftlich hochgebildeten Mannes. Ein solcher Gelehrter würde aber trotz seines Studiums nicht wenig in Verlegenheit kommen, wenn man ihm ein anderes wissenschaftliches Werk zur Prüfung vorlegen wollte, das etwa Medicin, Chemie oder einen anderen Zweig menschlicher Wissenschaft behandelt, denn er würde in demselben gewiß auf viele Wörter treffen, welche er in seinem Leben noch nie gesehen hat, und die ihm daher ganz fremd und unverständlich erscheinen.

Selbstverständlich lernen deshalb Söhne armer Eltern, welche die Schule nicht länger als ein bis zwei Jahre besuchen können, daselbst nur die Namen von wenigen Wortzeichen kennen und verstehen oft nicht einmal die Bedeutung dieser wenigen, so daß solche Leute, wenn sie die Schule verlassen, eigentlich gar nicht lesen können, obwohl sie sich den An-

schein geben mögen, indem sie die Namen der Schriftzeichen nach einander hernennen.

Die Chinesen schätzen ihre Sprache sehr hoch und sehen deshalb nicht gerne, wenn gedrucktes oder beschriebenes Papier durch Unachtsamkeit vernichtet oder beschmutzt wird, es befinden sich deshalb in manchen Städten China's besondere Läden, in welche man altes gedrucktes Papier bringt, um es dort verbrennen zu lassen.

Diejenigen Schüler, denen es die Vermögensumstände ihrer Eltern erlauben, die Schule Jahre lang fort zu besuchen, erhalten, nachdem sie mit dem „Dreizeichenbuche“ fertig sind, ein anderes Buch, das „Tausend Zeichen-Buch“. Dieses enthält gerade tausend Wörter, von welchen nicht zwei gleiche Form und Bedeutung haben. Nach diesem Lehrbuche kommen die 4 Bücher und 5 Classiker an die Reihe, welche zu Verfassern die Gelehrten Confucius und Mencius haben, die Beide vor Beginn der christlichen Zeitrechnung lebten.

Confucius wurde um das Jahr 549 v. Chr. Geb., Mencius um 400 v. Chr. Geb. in der Provinz Schangai geboren.

Merkwürdigerweise erzählt man in China, daß beide Gelehrte schon in zartester Jugend ihre Väter verloren hätten und es sodann lediglich der musterhaften Erziehung ihrer Mütter verdankten, daß sie in der Folge in ihrem Vaterlande als die weisesten und gelehrtesten Männer ihrer Nation geachtet und verehrt wurden.

Besonders hoch halten die Chinesen die Mutter des Mencius. Es bezieht sich darauf auch folgende Stelle im „Dreizeichen-Buch“:

„Die Mutter des Mencius nahm bei der Wahl einer neuen Wohnung immer Rücksicht auf ihre Nachbarschaft“.

Diese Stelle kann auf folgende Weise erklärt werden: „Die Mutter des Mencius gab sich viele Mühe, eine

Wohnung aufzufinden, in deren Umgebung ihr kleiner Sohn nur gute Beispiele vor Augen habe. — Zuerst wohnte sie bei dem Laden eines Metzgers, aber sie bemerkte, daß ihr Sohn hinzulief, um die Thiere schlachten zu sehen und fürchtete mit Recht, derselbe möchte Vergnügen an dem Schmerz der Thiere finden und so vielleicht hartherzig und grausam werden, sie zog daher aus und nahm ihren Wohnort in der Nähe eines Begräbnißplatzes. Hier aber sah das Kind die Leute herbeikommen, um ihre Todten zu begraben, und bald ahmte es ihnen bei seinen Spielen nach.

Als die Mutter dieß bemerkte, glaubte sie, der kleine Knabe werde vielleicht am Begraben, was doch an und für sich ein so ernstes und trauriges Geschäft ist, etwas Lächerliches finden, sie wechselte demzufolge wieder ihre bisherige Wohnung und miethete eine andere, gerade gegenüber einer Schule gelegene, wo Mencius nur fleißige Knaben sah und wo mit der Zeit in ihm der Wunsch entstand, ihnen als Schüler gleich zu werden und sie zu übertreffen.

Die chinesischen Jugendschriften sind voll von Geschichten von Knaben, welche durch angestrengtes Studium als Männer zu den höchsten Würden des Reichs gelangten und von Söhnen, die ihre Eltern auf jede mögliche Weise unterstützend, ihre kindlichen Pflichten gegen dieselben freudig erfüllten und auf denen in Folge dieser guten Aufführung der Segen Gottes ruhte. Die chinesischen Bücher ertheilen auch Herren und Dienern, Ehemännern und Hausfrauen, Herrschern und Unterthanen eine Menge guter Rathschläge und lehren sie ihre gegenseitigen Verpflichtungen kennen.

Die Werke des Confucius werden stets mit Hülfe der darüber gegebenen Erklärungen des chinesischen Gelehrten Schü-tse, welcher um 1200 nach Chr. Geb. lebte, gelehrt, da sie außerdem in Folge ihrer veralteten Sprache ziemlich unverständlich für die heutigen chinesischen Lehrer sein würden.

Aus Obigem werdet ihr ersehen haben, daß es mit

vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, geläufig chinesisch lesen zu lernen und ein mit chinesischen Lettern gedrucktes Buch vollkommen zu verstehen.

Für den Zuhörer wäre es übrigens vollkommen unverständlich, wenn man ihm ein chinesisches Buch in der Urschrift, in welcher es abgefaßt ist, vorlesen wollte, vielmehr muß das Gelesene, wie dieß auch immer geschieht, zuvor in die jetzt übliche Ausdrucksweise übersetzt werden, um es dem Zuhörer verständlich zu machen.

Die Hauptschwierigkeit liegt aber darin, daß Wortzeichen von verschiedener Form oft mit dem nämlichen Namen genannt werden, man muß deshalb immer die Schriftzeichen selbst sehen und ihre Form genau betrachten, um den richtigen Sinn eines Wortes herausfinden zu können. Das ist nun ziemlich unangenehm, aber es hat doch das Gute, daß alle im chinesischen Reiche gedruckten Bücher in allen Provinzen desselben verstanden werden können, denn alle Chinesen besitzen die nämlichen Schriftzeichen, nur die Benennung der letzteren ist in den verschiedenen Provinzen eine andere.

In mehreren Städten China's, wo die Missionaire die Leute sehr unwissend antrafen, haben sie Bücher für dieselben mit Schriftzeichen, welche der heutigen Umgangssprache unmittelbar entsprechen, geschrieben, wodurch selbstverständlich das Lernen sehr erleichtert wird. — Gelehrte Chinesen verachten jedoch jene Bücher und ziehen ihre eigene umständliche Schreibart vor.

In Ningpo wurden bereits in englischen Druckereien viele Bücher für Chinesen mit englischen Lettern gedruckt; dabei hat man die chinesischen Worte nach den Lauten mit entsprechenden lateinischen Buchstaben dargestellt.

Diese so gedruckten Bücher bilden natürlich das leichteste Mittel, um mit Leichtigkeit geläufig chinesisch lesen lernen zu können, dabei ist das Vorgelesene dem Zuhörer

sogleich, ohne erst einer Uebersetzung zu bedürfen, verständlich, denn alle jene mit lateinischen Buchstaben gedruckten chinesischen Bücher sind in der heutigen, allen Chinesen geläufigen Umgangssprache abgefaßt.

Fast das ganze neue Testament und dann noch manche andere Bücher haben die Missionaire den in Ningpo wohnenden christlichen Chinesen auf die oben erwähnte Weise zugänglich gemacht.

Wirklich sehr erhebend ist es für den christlichen Europäer, arme, von ihren Landsleuten wegen ihrer Unwissenheit verachtete Frauen aus dem Handwerker= oder Tagelöhnerstande am Abend nach gethaner Arbeit in ihren Hütten sitzend, sich an den trostreichen Lehren unseres Heilands erquicken zu sehen, oder ihrem Gesange zu lauschen, wenn sie mit Andacht erfülltem Herzen durch schöne Hymnen die Güte des einzig wahren Gottes preißen.

Außer den gelehrten Werken des Confucius und Mencius gibt es noch alle Arten von Büchern in China. Man findet dort sowohl Beschreibungen einzelner Provinzen des Reichs und Werke über Astronomie, als die verschiedensten Romane und Erzählungen, welche chinesische Sitten und Gebräuche behandeln.

Ein Glück für das chinesische Volk kann man es nennen, daß unter diesen Büchern wenigstens keine vorkommen, welche den sittlichen Charakter des Volkes untergraben und den guten Geschmack gefährden können. Immerhin fehlt aber in allen Büchern die rechte Erkenntniß, welche allein das Christenthum zu gewähren vermag; laßt uns deshalb Alles thun, was in unserer Macht steht, um die christlichen Missionaire in ihren Bemühungen, den Chinesen das Christenthum zu bringen, bestmöglichst zu unterstützen, denn allein dieses kann das chinesische Volk zu einer wahrhaft glücklichen Nation machen.

Capitel VIII.

Sitten und häusliche Gebräuche der Chinesen.

Wenn ein chinesisches **Haus** gebaut werden soll, so schlagen die Zimmerleute zuerst starke Eckpfähle in den Boden, sodann verbinden sie diese durch starke Balken und füllen die dadurch gebildeten Zwischenräume mit einem Gemenge von Backsteinen und Lehm, oder Stroh, Lehm und Steinen aus, welches festgestampft, eine dicke, ziemlich haltbare Mauer ergibt. Auf das so entstandene Mauerviereck legen die Chinesen Querbalken und setzen über diese das Dach, welches sie mit Ziegeln bedecken. Haben die Häuser zwei Stockwerke, so besteht das zweite Stockwerk meist ganz aus Holz und die darin befindlichen Zimmer sind außerordentlich niedrig. — **Fenster** mit Glasscheiben gibt es in chinesischen Häusern nicht, statt dessen verwahrt man dort die Fensteröffnungen durch rothangestrichenes hölzernes Gitterwerk. An der Innenseite befestigt man weißes Papier oder aus Austerschalen gefertigte Scheiben, welche aber selbstverständlich nicht so durchsichtig sind, wie Glasfenster, sondern das Licht nur durchscheinen lassen. Diese Fenster öffnen sich nach innen gerade wie unsere Thüren.

Vor denselben sind an der Außenseite der Häuser hölzerne Läden angebracht, welche man bei Regenwetter schließt, damit das innen angeklebte Papier nicht durchnäßt und verdorben werde.

Tritt man an ein chinesisches Haus heran, so bemerkt man von Außen keine Spur von Fenstern; um diese zu entdecken, muß man erst zur Thüre hineintreten; man kommt da zuerst in einen gepflasterten Hofraum, welcher auf drei oder vier Seiten von Häusern umschlossen ist und auf welchen sämmtliche Fenster, anstatt auf die Straße, hinausgehen. Dicht vor der Thüre zieht sich ein Vorbau aus Mauer- oder Holzwerk hin, welcher dazu dient, den Blicken der Vorübergehenden das Innere des Hauses zu verbergen.

Zu beiden Seiten des Vorbaues befinden sich Pfosten und Pfähle, welche mit Bildhauerarbeit verziert, roth angestrichen und gefirnißt sind. Zunächst der Hausthüre liegt das größte Zimmer eines chinesischen Hauses, welches auch zum Empfangssalon für Gäste oder männliche Besuchende dient, oft ist es sehr geräumig und dann befinden sich daselbst roth angestrichene hölzerne Säulen, welche die Decke des Zimmers stützen und tragen sollen. — Fußteppiche bemerkt man hier keine, aber zuweilen bedecken hübsche Matten aus Bambus geflochten, den Boden. Im Zimmer befindet sich kein Ofen, die Chinesen vermissen einen solchen auch gar nicht, denn wird der Winter ein wenig kälter als gewöhnlich, so packen sie sich derartig in Kleider ein, daß sie nur wenig von der Kälte zu leiden haben, außerdem gebrauchen sie noch eine kupferne, mit glühenden Kohlen angefüllte Pfanne, über welche sie die frierenden Hände oder Füße halten, um sich zu erwärmen. Uebrigens tritt in China der Winter nie so streng auf wie bei uns, auch hält die niedrige Temperatur dort nie so lange an, daß es den Eingeborenen lästig werden sollte.

An der, der Thüre gegenüberliegenden Wand erblickt man ein großes Gemälde aufgehangen, auf welchem verschiedene chinesische Götter abgebildet sind, denen zu Ehren man auf einem vor dem Bilde stehenden Tischchen zu ge-

wissen Zeiten des Jahres kleine Stücke wohlriechenden Weihrauches verbrennt.

Auf dem Tische sieht man Schreibmaterial neben zierlichen Schaalen und Vasen, welche mit prächtigen Blumen gefüllt sind. Gegenüber dem Gemälde steht ein Ruhebett, das der Ehrenplatz für vornehme Gäste ist.

Von der Decke des Empfangszimmers hängen buntfarbige mit Trotteln aus gefärbter Seide verzierte Laternen herab, alle Wände sind mit Malereien, Zeichnungen und Sprüchen aus den Werken des Confucius bedeckt.

Zu beiden Seiten des Zimmers reihen sich in gerader Linie Stühle und kleine Tische hin. Immer vor je zwei Stühlen steht ein Tischchen. Kommen Fremde zu Besuche, so nehmen sie auf den Sesseln zwar Platz, aber rücken dieselben nicht aus ihrer Ordnung und Reihenfolge; in Folge dessen erscheint eine sitzende chinesische Gesellschaft dem europäischen Auge nichts weniger als ungezwungen, sondern vielmehr äußerst förmlich, noch dazu, weil die Sessel eine sehr altmodische Façon haben und den schwerfälligen Stühlen unserer Vorfahren ziemlich ähnlich sehen. Die Tische, vor welchen die Gäste sitzen, sind sehr hoch, oft mit kostbaren Schnitzwerk verziert, auf das Prächtigste mit den verschiedensten Holzarten eingelegt und glänzend gefirnißt, aber leider bedeckt meist eine dicke Lage Staub ihre glänzende Oberfläche und ebenso werden die übrigen Meubles durchaus nicht so sauber gehalten, als es sich für anständige Haushaltungen schickt und wie es Sitte in Europa ist.

Wenn zu einer chinesischen Hausfrau Freundinnen auf Besuch kommen, so empfängt jene dieselben im Schlafzimmer. Man denke aber ja nicht, daß sich außer den Bettstellen noch andere Meubles zur Bequemlichkeit der besuchenden Damen darin befänden.

Was die Bettstellen betrifft, so sind diese ziemlich groß und stehen alle längs der Wand hin. Oft bemerkt

man an ihnen kostbare mit glänzendem Firniß überzogene Schnitzereien. An den Bettstellen befinden sich zum Schutze gegen die Mosquitos — einer Art empfindlich beißender Insekten — Gardinen aus farbiger dünner Seide, Flor oder Mousselin. Während des Tages hakt man die Gardinen mittelst silberner oder kupferner Haken auf.

Der Chinese kennt keine Federbetten, auch gebraucht er weder Betttuch noch Bettdecke; im Sommer benutzt er ein Stück Mattengeflecht, um darauf zu schlafen. Die Matte breitet man über den Boden der Bettstatt hin und benutzt sie auf diese Weise als Unterlage beim Schlafen.

Man schläft darauf ziemlich bequem, denn der Boden der Bettstatt besteht aus einem Stücke elastischer Sackleinwand, welche dem Körper nicht im mindesten Beschwerde verursacht, da sie sich vollkommen den menschlichen Formen anschmiegt. — Wohlhabende Leute breiten über die Matten — aus Seidenzeug oder farbigem Baumwollenstoff gefertigte mit Baumwolle gefütterte Betttücher. Bei kalter Witterung fügt man noch eine dünne Matratze aus demselben Material hinzu. Jeden Morgen werden die Betttücher hübsch zusammengerollt oder gefaltet und auf die Bettstatt, dicht an die Wand gelegt.

Ein kurzes, viereckiges, sehr hartes Polster vertritt die Stelle des Kopfkissens, im Sommer ist dasselbe mit Leder-, Stroh- oder Mattengeflecht, im Winter mit Seidenzeug oder Tuch überzogen.

Wenn ein Chinese zu Freunden auf Besuch geht, um sich dort mehrere Tage oder länger aufzuhalten, bringt er stets sein eigenes Bett mit, ebenso führt er dasselbe bei sich, wenn er sich auf der Reise befindet. Oft sieht man in den Straßen der chinesischen Städte Männer, welche ihr in ein Bündel aufgerolltes Bett auf dem Rücken mit sich tragen, auch die Kranken trägt man oft in ihren eigenen Betten nach den Spitälern. Dieß erinnert an den

armen Gichtleidenden, den Jesus mit den Worten von seinen Leiden erlöste: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben, ich sage dir: stehe auf, nimm dein Bett und gehe heim!“ (Ev. Marci II, 5 u. II, 7.)

Wenn ein Chinese bei dem Bau eines Hauses viele Zimmer gewinnen will, so baut er nicht etwa ein hohes Haus von 4 oder 5 Stockwerken, wie wir es thun würden, sondern er setzt vielmehr hinter sein einstöckiges oder höchstens zweistöckiges Haus noch einige Höfe, in der Mitte des größten derselben pflanzen die Chinesen zuweilen Blumen und Pfirsichbäume. Die Küche befindet sich immer in einem der Höfe, sie ist gewöhnlich schmutzig und immer mit Rauch angefüllt, denn die Küche hat keinen Rauchfang, und der durch das Feuer entstehende Rauch muß sich deshalb erst allmählich durch die Fenster- und Thüröffnungen verziehen. Der Heerd in einer chinesischen Küche besteht aus Backsteinen und sieht aus wie ein Tisch. An der Oberfläche desselben bemerkt man einige Löcher, in welchen man das Feuer anmacht, über jedem jener Löcher hängt ein eiserner Kochkessel, worin man über Holzfeuer die Nahrungsmittel kocht und zubereitet. Um das Feuer besser brennen zu machen, weht man demselben mit Palmblattfächern Luft zu. In der Küche befindet sich das Bildniß eines Götzen, des sogenannten „Küchengottes“. Die Chinesen glauben von ihm, daß er über die Aufführung der ganzen Familie wache. Am letzten Tage jeden Jahres wird der Küchengott in eine aus Papier gefertigte Sänfte gebracht und mit dieser verbrannt; die Leute bilden sich dabei ein, der Gott gehe in den Himmel hinauf, um von ihrer Aufführung gegen ihn während des vergangenen Jahres Rechenschaft abzulegen und komme am anderen Tage wieder, wenn sie alsdann ein neues Bild von ihm in der Küche aufhängen. Die armen Heiden wissen ja nicht, daß es für die Küche keinen besonderen Gott gibt und daß der einzig

wahre Gott der Christen überall ist und nicht auf eine Zeit lang in den Himmel zurückkehrt, sondern vielmehr fortwährend über Böse und Gute wacht und ihr Wohl stets ewig und unveränderlich im Auge behält.

Bei reicheren chinesischen Häusern befindet sich ein Garten, dessen Aussehen aber von unseren europäischen Gartenanlagen bedeutend abweicht. Während man bei uns unter einem Garten ein Stück Landes versteht, welches mit Obstbäumen bepflanzt ist und auf dem man hübsche Blumen- und Rasenbeete angelegt hat, besteht ein chinesischer Garten eigentlich nur aus durch einander laufenden Reihen großer Kübel und Töpfe, in die man allerlei blühende Blumen oder Stauden eingepflanzt hat und zwischen welchen man bequem durchgehen kann. Mitunter trifft man auf kleine Baumpflanzungen und Teiche voll Wasserlilien, Gold- und Silberfischchen.

An Blumen fehlt es in chinesischen Gärten nicht. Man sieht da sowohl wild und frei wachsende, als durch Kunst erzeugte; die meisten derselben entfalten eine in Europa unbekannte Pracht. Ueberhaupt sind die Blumen in China bei allen Classen sehr beliebt, selbst die ärmsten Leute halten sich ein paar Blumentöpfe an ihren Fenstern, um nur den Genuß zu haben, einige jener lieblichen Geschenke des Himmels bewundern zu können. Auf Fächern und Laternen sieht man gemalte Blumen, die meistens mit großem Geschmack und herrlichen Farben ausgeführt sind.

Die chinesischen Frauen schmücken ihr Haar mit natürlichen und künstlichen Blumen und verzieren ihre Schuhe mit Blumenstickerei.

Mit Einbruch der Nacht hängt jeder chinesische Hausbesitzer eine Laterne vor die, auf die Straße hinausgehende Thür, auf welcher der Name des Eigenthümers mit rothen Lettern prangt.

Abends gehen die Chinesen sehr wenig aus, vielmehr legen sie sich schon frühe zu Bette und stehen sehr zeitig wieder auf, um am frühen Morgen, wo die Temperatur am kühlsten und angenehmsten ist, ihre Geschäfte zu verrichten.

Das chinesische Gesetz verlangt von jedem Chinesen, der sich nach Dunkelwerden noch auf der Straße sehen läßt, daß er eine Laterne trage; im Unterlassungsfalle wird er für einen Dieb oder Rebellen gehalten und verfällt der entsprechenden gesetzmäßigen Strafe. Solche Laternen bestehen aus gefirnißtem Papier oder Seidenzeug, welches über ein Gestell von Bambusrohr gespannt ist, worin ein hölzerner Stachel angebracht, auf den man das aus den Beeren des Talg- oder Lichterbaumes fabricirte Licht steckt.

Die Blätter dieses Baumes sind von purpurrother Farbe, außerdem trägt der Talgbaum Beeren, aus welchen man den wachsartigen Brennstoff gewinnt. Die Beeren werden mit einer weißen, Wachs enthaltenden Blumenzwiebel zusammengekocht. Allmählich springen durch Einwirkung des heißen Wassers die Beeren auf und das in denselben enthaltene Wachs steigt an die Oberfläche des Wassers. Der Docht der Lichter, welche aus dem wachsartigen Stoffe des Talgbaumes fabricirt werden, besteht aus zusammengedrehten Binsenhalmen.

Von der Decke der Kaufläden kann man oft Bündel rother aus Talgbaumwachs gefertigter Kerzen herabhängen sehen. Kerzen von weißer Farbe erblickt man seltener in den Verkaufsläden, denn solche finden nur bei Leichenbegängnissen Anwendung.

Arme Leute gebrauchen anstatt der Kerzen Oellämpchen, weil diese billiger sind; als Docht benutzt man Binsenmark, welches man dann das „Herz“ der Lampe nennt. Die Leuchter haben in China nicht eine Vertiefung, um

die Kerze aufzunehmen, sondern es befindet sich vielmehr daran ein Stachel, an welchen man die Kerze steckt. —

Bei Tische gebrauchen die Chinesen weder Tischtuch noch Messer und Gabeln, wie wir, auch sitzt man in chinesischen Speisezimmern nicht so wie bei uns im Kreise um den Tisch herum, ebenso findet man in China selten, daß Männer und Frauen zusammen an demselben Tische speisen.

Bevor man das Fleisch auf die Tafel bringt, zerschneidet man es in kleine Stücke und trägt es dann in mit Brühe gefüllten Becken auf. Die Chinesen führen das Fleisch dann mit Hülfe zweier Stäbchen von ungefähr neun Zoll Länge, welche sie zwischen den Fingern der rechten Hand halten, zu Munde. Jede Person hat bei Tische eine mit Reiß gefüllte Schüssel vor sich, aus welcher sie mit Hülfe der nämlichen zwei Stäbchen den sehr dick gekochten Reiß in den Mund schaufelt, was selbst bei den gebildetsten und feinsten Chinesen mit einem unausstehlichem Geräusch geschieht, das viele Aehnlichkeit mit dem abscheulichen Schmatzen hat, welches man bei ungebildeten Leuten auch in Deutschland nur allzu oft Gelegenheit hat, zu hören und sich dadurch höchst unangenehm berührt zu fühlen. Die Speisehölzchen bestehen aus Bambusrohr, Elfenbein oder Ebenholz, sind zuweilen mit Silber eingelegt und vornehme Herren tragen oft ein Paar derselben, zu ihrem eigenen Gebrauche bestimmte, bei sich.

Die in China verfertigten Löffel gebraucht man nicht etwa, um damit Suppe zu essen, wie bei uns, sondern sie dienen nur dazu, die Bratenbrühe aus den Speiseschüsseln in die Teller zu schöpfen, außerdem kommen hin und wieder in chinesischen Haushaltungen noch lange silberne zweizinkige Gabeln vor.

Gewöhnlich essen die Chinesen des Tags dreimal; davon treffen zwei ordentliche Mahlzeiten auf Morgens

früh und Sonnenuntergang, und ein unbedeutendes Mahl auf Mittag.

Reiß bildet entschieden das Hauptnahrungsmittel des chinesischen Volkes, man genießt denselben mit allerlei Gemüse, Bohnen, Erbsen, Zwiebeln, Kohl, gelben und weißen Rüben oder auch mit den gekochten Wurzeln der Wasserlilie.

Von Fleischspeisen lieben die Chinesen besonders das Schweinefleisch, neben diesem essen sie auch Geflügel, vorzüglich Enten gerne, außerdem lieben sie die Frösche, welche sie „Feldvögel" nennen, ferner sind Schildkröten und alle Arten Fische bei den Chinesen sehr beliebt.

In Canton gibt es eine Art Hund, welchen man nur mit Reiß füttert und der gebraten für einen ausgezeichneten Leckerbissen gilt, ebenso gelten junge Katzen, wenn sie gebraten sind, für etwas sehr Gutes.

Hingegen ist es unrichtig daß auf chinesischen Märkten wie ihr vielleicht schon einmal in alten Reisebeschreibungen gelesen habt, Ratten und Mäuse als Lebensmittel zum Verkauf ausgeboten werden; zwar kann es wohl sein, daß die Chinesen in Zeiten der Theuerung solche Thiere als Nahrungsmittel benutzten, aber für gewöhnlich verschmähen sie dieselben zum Genuße.

Die berühmte Vogelnestersuppe, jene bekannte Delicatesse, wird aus dem Neste der Seeschwalbe dadurch zubereitet, daß man dasselbe in Fleischbrühe kocht; fertig schmeckt es wie Gallerte.

Diese Nester und außerdem noch andere Delicatessen, wie Seeschnecken und alle Arten Seefische werden durch chinesische Dschunken von den Inseln des indischen Archipel's nach China eingeführt.

Wir finden an chinesischen Speisen wenig Geschmack, weil sie nicht mit Fettstoffen wie bei uns, sondern vielmehr mit Oel, das oft ranzig ist, zubereitet werden. Noch dazu verwenden die chinesischen Köche die Eier nie in frischem

Zustande, sondern heben dieselben auf, bis sie anfangen in Fäulniß überzugehen, und gebrauchen die Eier erst dann, wenn wir dieselben als verdorben und untauglich wegwerfen würden. In Folge dessen und des öligen Nachgeschmackes wegen, sagen auch die verschiedenen chinesischen Kuchen dem europäischen Gaumen durchaus nicht zu. An Milch, Butter und Käse finden die Chinesen keinen Geschmack und die eigentlichen Eingeborenen China's genießen jene Nahrungsmittel deshalb äußerst selten; die Mantschu's und Tartaren aber verzehren dieselben mit dem nämlichen Appetit wie wir Europäer.

Reiche Leute haben bei ihren Mahlzeiten viele Gerichte, aber im gewöhnlichen bürgerlichen Leben bildet den Hauptbestandtheil jeder Mahlzeit viel Reiß, welcher mit wenig Fisch, Gemüse und Fleisch genossen wird.

Zuweilen trinken die Chinesen beim Essen Wein, oder aus Reiß destillirten Branntwein.

Das Hauptgetränke der Chinesen bleibt aber entschieden der „Thee", welcher in „vielen Schenken sehr schwach, ohne Zucker und Milch, den Gästen verabreicht wird. Solche Schenken dienen nicht allein dazu, sich mit einer Tasse Thee zu erquicken, sondern die Schenken bilden auch den Sammelplatz der unteren chinesischen Volksclassen und man hört beim Vorbeigehen an dem Lärm und Stimmengewirr, der aus den Schenken dringt, daß die Unterhaltung zwischen den Gästen sehr lebhaft geführt wird.

Wie viel zweckmäßiger und für das Gesammtwohl förderlicher sind doch jene „Theehäuser" als die bei uns errichteten Bier-, Wein- und Schnapskneipen. Es gibt zwar auch in China Wirthshäuser, wo man „Wein" bekommen kann, aber diese stehen fast den ganzen Tag leer, während man in den Theeschenken zu jeder Stunde zahlreiche Gesellschaft antrifft.

Das Rauchen ist in China allgemein; man begegnet

sogar oft „Frauen“ mit der Pfeife im Munde, die Männer tragen gewöhnlich immer einen Tabacksbeutel und ein Feuerzeug mit sich herum, gerade wie so viele Deutsche, bei welchen man stets getrost nach Taback und Zündhölzchen suchen kann, ohne befürchten zu müssen, daß solche Nachsuchungen nicht von dem gewünschten Erfolg gekrönt sein würden.

Manche Chinesen rauchen auch „Opium“. Das Opiumrauchen aber, wenn es einmal zur Gewohnheit geworden ist, untergräbt die Gesundheit jener Leute vollständig, macht sie bleich, zu jeder Arbeit unfähig und benimmt ihnen alle Lust zum Essen.

Nach dem Rauchen werden solche Menschen schläfrig und legen sich dann zu einem kurzen, durch Betäubung mittelst des Opiums hervorgerufenen Schlummer nieder. Wieder erwacht, fühlen sie sich für kurze Zeit frisch und munter, bald aber überfällt sie eine unerträgliche Abgespanntheit, und es bemächtigt sich ihrer das Gefühl innerer Leere und Trostlosigkeit. Um diese unangenehme Empfindung zu vertreiben, greifen sie auf's Neue zu der mit Opium gefüllten Pfeife und rauchen so lange, bis sie wieder in Schlaf verfallen. — Wem das Rauchen von Opium einmal zur Gewohnheit geworden, der kann nie mehr davon lassen, sondern verwendet vielmehr all' sein Geld darauf, sich mit jenem schädlichen Betäubungsmittel fortwährend zu versehen, in Folge dessen kommt es nur allzuhäufig in China vor, daß Leute, die ehedem vermögende Hausbesitzer waren, durch Vernachlässigung ihrer Geschäfte sich oft um Haus und Hof brachten und, nachdem sie sich an Leib und Seele zu Grunde gerichtet, ein jammervolles Ende nahmen.

Zu bedauern ist nur, daß das Opium durch englische Schiffe aus „Indien“ nach China eingeführt wird, und daß man sogar in ersterem Land, welches doch der edelherzigen Königin „Victoria“ gehört, den Mohn, aus dem

bekanntlich das Opium gewonnen wird, hauptsächlich zum Zwecke der Opiumausfuhr nach China cultivirt, obgleich man doch recht gut weiß, daß alljährlich viele Tausende unserer Mitmenschen durch den Genuß jenes schleichenden Giftes um Gesundheit und Leben gebracht werden. —

Die festlichste Zeit für das chinesische Volk ist das „Neujahr“. — Gegen das Ende des alten Jahres werden alle Häuser und Boote sorgfältig gereinigt, zum Theil auch neu angestrichen. In den Häusern entfernt man den Staub von den Meubles und setzt alle Zimmer in den besten Stand.

An allen Ecken kann man um diese Zeit auf rothes Papier geschriebene Neujahrwünsche bemerken, von denen die meisten ungefähr folgendermaßen lauten:

„Möge der Segen des Himmels auf dieses Haus herabkommen!“ — „Mögen uns dieses Jahr stets Zufriedenheit und Frohsinn erwarten!“ —

Ueber den Ladenthüren steht gewöhnlich angeschrieben:

„Mögen reiche Kunden durch diese Thüre eintreten!“

Am Neujahrstage bringt Jedermann seine Rechnungen in Ordnung und zahlt seine Schulden, wenn er solche hat. Erhält ein Gläubiger an diesem Tage sein ausgeliehenes Geld nicht zurück, so kann er es rechtsmäßig nicht vor Ablaufe von drei bis vier Monaten fordern.

Wie bei uns, so ist es auch in China gebräuchlich, sich gegenseitig Geschenke zu machen, man sieht deshalb während der Festtage um Neujahr die Straßen voll von Leuten, welche hin und her laufen, um Geschenke für ihre Freunde und Verwandten einzukaufen.

Oft kann man ein paar Kuli's begegnen, die kleine Tische tragen, deren Platten nach Unten gekehrt und deren Innenseite mit gebratenem Fleische, Kuchen und anderen Eßwaaren gefüllt sind.

Viele Personen bringen den Götzen in den Tempeln

rothe Kerzen zum Opfer dar, und schmücken dieselben mit Guirlanden von Goldpapier und mit Kränzen von Blumen aus Flittergold, auch lassen sie große Mengen Feuerwerk aufsteigen.

Eine besonders beliebte Unterhaltung bei Jung und Alt ist Drachen steigen zu lassen und zwar hat man Drachen von allen möglichen verschiedenen Formen. Manche haben die Gestalt von Vögeln oder Reptilien, andere sehen wie kleine Kinder aus, am sonderbarsten nimmt sich aber ein Drache aus, welcher wie ein ungeheuerer Tausendfuß aussieht, und mit seinen vielen Beinen auf höchst possirliche Weise vom Winde hin und her bewegt wird.

Am Neujahrstage bleiben alle Läden geschlossen; Jedermann treibt sich in den Straßen umher, wünscht sich gegenseitig Glück und hört der eigenthümlichen Musik zu, welche ein halbes Dutzend Pfeifer hervorbringen. Keiner von ihnen spielt eine eigentliche Melodie, sondern jeder sucht nur mit seinem Instrument so viel Geräusch als möglich zu machen und die anderen Musikanten dabei zu überbieten.

Uebrigens bleibt es für den Europäer immer sehr interessant, jenes fremdartige Leben und Treiben zu betrachten, welches während des Neujahrstages in chinesischen Städten herrscht.

Die auf Neujahr folgenden 2 Tage über bleiben die Verkaufsläden noch geschlossen. Während dieser Zeit bemerkt man in allen Gassen auffallend bunt gekleidete Männer, welche in der ganzen Stadt bei ihren Freunden herumlaufen, und auf rothes Papier gedruckte Visitenkarten abgeben. Auf jeder solchen Karte findet man folgende drei Wünsche:

„Mögest Du Kinder, Rang und langes Leben haben!“

Capitel IX.

Der nützlichste Baum der Welt.

In China gibt es viele Bäume, welche sich theils durch schöne Formen, theils durch den Nutzen, den sie gewähren, auszeichnen. Von einigen derselben, wie der Theestaude und dem Talg= oder Lichter=Baum habe ich bereits in einem vorhergehenden Capitel erzählt, andere bemerkenswerthe Bäume sind der Campferbaum, von dem man den Campfer gewinnt und jener Baum, welcher den schleimigen gummiartigen Saft liefert, mit dem die Chinesen ihre Meubles uud Holzschnitzereien so hübsch zu lackiren verstehen; andere Bäume erzeugen, während sie in voller Kraft sind, wohlschmeckende Früchte; und dazu durch vorgerücktes Alter untüchtig geworden, liefern sie vortreffliches Bauholz. Der nützlichste Baum China's, ja, man kann sagen, der Welt, ist aber entschieden der „Bambus". Er hat dabei sehr hübsche anmuthige Formen. Hochstämmig, oft dünner als ein Kinderarm, erreicht er zuweilen eine Dicke wie der Körper eines erwachsenen Mannes und eine Höhe von 50—70 Fuß. Die Bambusbäume bilden zuweilen ganze Haine, manche Hügel sind vollständig damit bedeckt. Jedenfalls muß es in China eine große Anzahl solcher Bäume geben, wenn man bedenkt, zu wie vielen gewerblichen Zwecken der Bambus Anwendung findet. Am unteren Theil des Stammes bemerkt man keine Aeste, erst ungefähr 20 Fuß

vom Boden theilt sich der Baum in mit langen schmalen Blättern besetzte Zweige; gegen die Krone des Baumes werden die Zweige immer dünner, und die Krone selbst erscheint, vom Winde bewegt, wie ein großer zart grüner Federbusch.

Die dünneren Aeste sind hohl, haben aber in Zwischenräumen festes Mark in sich, und bilden hier regelmäßige ringförmige Absätze; innen und außen sehen die Rohre unserem Grashalmen ähnlich, man nennt sie deshalb auch bei uns Bambusrohr. — Wegen der außerordentlichen Zähigkeit und Elasticität des Bambusrohrs kann man dasselbe in die verschiedensten Formen biegen und flechten, ohne daß es deshalb bräche. Wenn man in die Höhlung des Rohrs ein glühendes Eisen stößt, so kann man dadurch das Mark vollständig ausbrennen und ein vollkommen leeres Rohr erzielen, welches häufig Anwendung zu Wasserpfeifen und Abzugsröhren findet.

Aus den dicken Stämmen der Bambusbäume fertigen die chinesischen Handwerker Stühle, Ruhebetten-Gestelle, Leitern, Schenktische, Fußschemmel und Büchsen, welche sämmtlichen Artikel manchmal mit äußerster Eleganz und Feinheit gearbeitet sind. Außerdem benützt man Bambusstämme zu Pfählen für Gebäude und Gerüste.

Die Bootsleute gebrauchen das Bambusrohr, um daraus für ihr Segel Rippen zu machen, welch' ersteres häufig aus einer Matte besteht, die von gespaltenen Bambuszweigen geflochten ist; auch die über das Boot zum Schutze gegen die Witterung gebreitete Decke besteht aus feingespaltenem und verflochtenem Bambusrohr, während der Griff des Bootshakens von einem dicken Ast gebildet wird.

Die Umzäunungen der chinesischen Gärten werden gewöhnlich aus dünnen Bambuszweigen geflochten und die dieselben zusammen haltenden Pfähle bestehen aus starken, in den Boden geschlagenen Bambusstämmen.

Die Rahmen und die Sitze der Sänften, sowie die dazu gehörigen Tragstangen bestehen aus jenem Holz, ebenso macht man daraus Häuschen für Geflügel und Hunde, auch Griffe zu Lanzen, Besen und Schirmen, Fächern und Laternen. Außerdem flicht man aus fein gespaltenem Bambusrohr Hüte und Körbe aller Art und von jeder Qualität. — Verbrecher werden gewöhnlich mit dem Bambusrohr bestraft und die chinesischen Lehrer haben ebenfalls zur Bestrafung nachlässiger Schüler ein dünnes Rohr bei der Hand. — In der katholischen Cathedrale zu Schangai sind sämmtliche Orgelpfeifen aus gehöhlten Bambusrohren gefertigt.

Die spitz zulaufenden, am Rande scharfen Blätter werden zum Verpacken von Waaren benützt, auch stampft man sie nebst den äußeren Fasern des Rohres zu einer Masse, aus der man Papier verfertigt; ferner näht man die Blätter zu Mänteln, welche vom Landvolke getragen werden, zusammen, endlich deckt man damit auch die Häuser, anstatt mit Stroh.

Selbst als Nahrungsmittel benützt man Theile jenes merkwürdigen Baums. Im Frühling nämlich kommen in der Nähe der großen Stämme junge Bambusschößlinge aus der Erde, welche so weiß und zart sind, daß man sie mit Essig als Salat genießt oder in Essig unter dem Namen „Atschia" einmacht. Im Innern des Rohres sondert sich eine Art Milchsaft ab, der in der Gegend der ringförmigen Absätze austritt und an der Luft zu kleinen bläulich weißen, unregelmäßigen Zuckerkrystallen erhärtet. Dieser Zucker führt den Namen „Tabax" oder „Tabatschir" und wird von den Arabern und Persern als Arzneimittel sehr hochgeschätzt. — Aus all diesem kann man wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß der Bambus der „nützlichste Baum" China's, ja der ganzen Erde ist.

Capitel X.

Die verschiedenen heidnischen Religions-bekenntnisse China's und das Christenthum.

In dem dicht bevölkerten, weit ausgedehnten chinesischen Reiche gibt es verhältnißmäßig sehr wenig Leute, welche den einzig wahren Gott kennen und seinen Sohn, unseren Erlöser, verehren, den Er zum Heil aller Menschen auf die Erde gesandt hat. — Vielmehr unterscheidet man in China drei heidnische Glaubensbekenntnisse, welchen die Millionen des chinesischen Volks anhängen. — Obwohl jene drei verschiedenen Glaubensbekenntnisse in vielen ihrer Lehren gänzlich von einander abweichen, so hindert dieß doch die Chinesen nicht, oft allen dreien zu gleicher Zeit anzugehören. Wenn nämlich der Chinese von dem einen Götzen keine Hülfe erhalten kann, wendet er sich oft an den anderen, um von diesem die Erfüllung seiner Bitte zu erlangen, und wenn sich auch letzterer hartherzig erweisen sollte, versucht es der arme Heide bei dem Dritten.

Der Grund davon liegt auf der Hand: alle drei Glaubensbekenntnisse sind falsch und können das nach Trost verlangende Herz nicht befriedigen, denn keines von allen lehrt den Gläubigen, ob und auf welche Art ihre Sünden vergeben und ihre Seelen gerettet werden würden.

Die große Masse des Volks kennt und verehrt als höchstes Wesen den „Fuh“ oder „Buddha“, dessen

Tempel nicht nur in China, sondern auch in Japan, Siam, Birmah, Ceylon und der Tartarei sehr zahlreich sind. Gewöhnlich trifft man solche Tempel hoch oben auf steilen Hügeln erbaut, fern von allen menschlichen Wohnungen und jeden Morgen in der Frühe kann man Schaaren von Gläubigen zu jenen Tempeln hinziehen sehen, um dort vor den Götzen die Kniee zu beugen und Weihrauch zu verbrennen. Zu beiden Seiten der Tempelthüre erblickt man riesenhafte abscheuliche Gestalten angemalt, welche die Wächter des Tempels genannt werden, da man ihnen die Macht zuschreibt, böse Geister und Menschen aus der Nähe der Tempel hinwegschrecken zu können.

Im Innern des Tempels steht, gerade gegenüber der Thüre in einem vergitterten Schrein, eine Holzfigur, die einen mit übereinander geschlagenen Beinen auf einer Lotosblume sitzenden Mann darstellt, welcher der „lachende Buddha" genannt wird.

Hinter dem lachenden Buddha befindet sich eine Halle, in der man drei riesenhafte vergoldete Figuren auf Lotosblumen sitzen sieht, welche den Namen „San-pau-fuh" oder die „Drei kostbaren Buddha's" führen; sie haben gedankenvolle, sanfte Physiognomieen und zeigen in ihren Gesichtern den indischen Typus.

In manchen Tempeln sieht man vor den „drei kostbaren Buddhas" schöne, mit Holzschnitzerei verzierte Schirme, in welchen drei Oeffnungen angebracht sind, durch die man die Götzenbilder wahrnehmen kann. Die Schirme haben zum Zweck, jene sehr groß und geheimnißvoll erscheinen zu lassen und den armen Betenden hohe Ehrfurcht vor denselben einzuflößen; kleine Kinder fürchten sich sehr vor ihnen. — Zahlreiche „Buddhapriester" gibt es im chinesischen Reich. In ihrem Aeußeren zeichnen sie sich dadurch aus, daß sie ihre Köpfe vollkommen glatt rasiren und stets aschgraue oder mattgelbe Gewänder ohne Knöpfe

tragen, welche vorn übereinander geschlagen werden. Außerdem nehmen sie auch nie Frauen und enthalten sich aller animalischen Nahrungsmittel, da sie es für sündhaft halten, irgend einem Geschöpfe das Leben zu nehmen. Sie glauben nämlich, daß die Seele eines Menschen nach dessen Tode wieder in den Körper eines anderen Menschen oder Thieres übergehe und fürchten demzufolge, wenn sie ein lebendes Wesen tödten, die Seele eines ihrer Freunde zu beschädigen.

Die Priester und Anhänger des Gottes „Buddha" glauben auch, daß, nachdem sie ihr irdisches Dasein beschlossen haben, und ihre Seele durch viele Körper gegangen ist, sie endlich in einen Zustand versetzt werden, in welchem sie sich nicht mehr verändern können und wo sie durchaus nichts mehr von sich selbst wissen. — Das ganze Leben, sagen die Buddhisten, bildet eine Kette von Leiden und Wechselfällen, nie kann man hier auf Erden vollkommen glücklich werden; erst nachdem man viele Leben durchgemacht hat, vermag man wahre Glückseligkeit zu empfinden, denn dann — gelangt die Seele zu jenem bewußtlosen Zustande, in welchem sie allen Unannehmlichkeiten des Lebens entrückt wird und sich gleichsam in der Unendlichkeit verliert. —

„Buddha" war der Sohn eines indischen Königs und starb 950 vor Chr. Geb. Die Priester erzählen von ihm, daß er bereits alle möglichen Verwandlungen durchgemacht habe und also fähig sei, sich in jenen beneidenswerthen Zustand der Selbstvergessenheit zu versenken; er behält aber freiwillig sein Bewußtsein bei, um im Stande zu sein, die Menschen anhören und ihnen helfen zu können.

Der „Buddhaismus" wurde ungefähr 63 n. Christi Geb. auf folgende Weise in China eingeführt: Der damals China beherrschende Kaiser hatte durch einige an seinem Hofe befindliche Fremde gehört, daß ein gelehrter und frommer Mann in den, China benachbarten Ländern eine neue Re-

ligion eingeführt habe. Der Kaiser wünschte schon lange, seinem Volke, das bisher keine eigentliche Religion gehabt hatte, nach dem Muster jenes Mannes, eine solche zu geben und schickte demzufolge Gesandte in die benachbarten westlichen Reiche.

Wären doch diese Gesandten bis nach Judäa gegangen, so hätten sie dem armen Heidenvolke die Erkenntniß unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi mitbringen und die trostreiche Lehre des Evangeliums verkünden können, — aber sie kamen leider nur bis nach Indien und brachten von da Priester und eine Bildsäule des Gottes Buddha mit. Der Kaiser gab nun Befehl, daß die neue Religion im ganzen chinesischen Reich eingeführt und ihr überall Geltung verschafft werden solle und so wurden im Laufe der Jahre die meisten Chinesen gezwungen, Buddha als höchsten Gott anzuerkennen und zu verehren.

Eine Anzahl Buddhapriester wohnen gewöhnlich in einem Kloster beisammen und liegen daselbst ihrem Gottesdienste ob. Dieser besteht hauptsächlich darin, daß sie den ganzen Tag Gebete absingen, mit den Glocken läuten, Trommeln und Gongs schlagen und Weihrauch vor den Götzen verbrennen. Mitten in der Nacht stehen die Priester auf, um mit lauter Stimme zu beten und oft genug wird man durch das Läuten der Glocken und den Lärm der Trommeln aus dem Schlafe gestört.

Einen großen Theil ihrer Zeit verwenden jene Mönche darauf, den Namen ihres Götzen recht oft hinter einander herzusagen, z. B. sie wiederholen fortwährend das Wort: O-mi-da-fu, dabei sitzen sie still auf einer und derselben Stelle und versuchen, an gar nichts zu denken.

Ein solcher Priester hatte das Gelübde abgelegt, bis an sein Lebensende mit Niemand mehr zu sprechen. So saß er denn den ganzen Tag über auf einer Bank und murmelte, das Gesicht gegen die Wand des Tempels ge-

kehrt, in einförmigem Tone seine Gebete her. Natürlich macht eine solche Lebensart die Buddhamönche verstockt und dumm, aber sie glauben sich damit ein Verdienst zu erwerben und nach ihrem Tode die ewige Glückseligkeit zu erlangen. — Um mit Leichtigkeit berechnen zu können, wie oft ein Mönch das Wort O-mi-da-fu ausgesprochen hat, trägt er an seinem Rocke eine Schnur, an der sich viele Kugeln befinden, einen sogenannten „Rosenkranz", wie bei uns die Katholiken.

Nachdem die Priester das Wort Omidafu hundertmal ausgesprochen haben, machen sie immer einen Punkt auf einen Streifen Papier. Wenn das Papier ganz mit Punkten bedeckt ist, verbrennen sie dasselbe und glauben damit zu bezwecken, daß die Zahl ihrer Gebete vor die Ohren ihres Gottes Buddha in den Himmel komme, um ihnen auf ihrer Rechnung in der anderen Welt gut geschrieben zu werden.

Die armen Verblendeten kennen ja nicht die Worte Jesu (Evangelium Matthäi VI, 7—13): „Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden, die da meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen. Darum sollt ihr auch ihnen nicht gleichen; euer Vater im Himmel weiß, was ihr bedürft, noch bevor ihr ihn darum bittet" Darum sollt ihr also beten: „Unser Vater im Himmel! Dein Name werde geheiligt; Dein Reich komme; Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel; unser täglich Brod gib uns heute und vergib uns unsere Schuld, wie wir sie unseren Beleidigern vergeben. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel, denn Dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen."

Alle diese herrlichen Worte, die der Erlöser zum Nutzen und Frommen aller Menschen sprach, sind jenen heidnischen Priestern unbekannt, sie machen es deshalb gerade so wie

die Baalspriester, von denen uns im alten Testament erzählt wird, daß sie vom Morgen bis zum Abend unablässig vor ihren Götzen tanzten und dabei fortwährend riefen: „Oh Baal! erhöre uns! (I. Könige XVIII, 26).

Die Buddhisten glauben, daß sie jenseits über alle guten und bösen Handlungen Rechenschaft ablegen müssen und daß sie auf verschiedene Weise ihre Sünden abverdienen können.

Sie haben 6 Gebote, von welchen die meisten unseren 10 Geboten so ähnlich sind, daß man beinahe glauben sollte, sie seien von letzteren entlehnt. „Du sollst nichts muthwillig zerstören oder vernichten!“ heißt eines der Gebote. Für großes Unrecht wird es gehalten, einige Reißkörner fahrlässig zu verderben oder auf beschriebenes und gedrucktes Papier zu treten.

Wenn Jemand auf eines Anderen Zehe, ohne es selbst zu wollen, tritt oder auf der Straße gegen ihn anrennt, so bittet der Unvorsichtige nicht etwa den Anderen um Entschuldigung, indem er sagt: „Ich bitte, verzeihen Sie, wenn ich Ihnen weh gethan habe“, sondern er sagt vielmehr: „Ich habe mich an Ihnen vergangen“, „ich habe gesündigt.“ Man erkennt daraus, wie unklar die Begriffe der Chinesen über die Sünde sind. Wenn ein Chinese viel von Krankheit zu leiden hat, hält er es oft für die Strafe, welche ihm die Sünden zuziehen, deren er sich in einem vorhergegangenen Leben schuldig gemacht hat. Ein Missionär hörte einst, wie eine chinesische Mutter zu ihrem, in Folge Kränklichkeit sehr unruhigen Kinde sagte: „Du mußt ein sehr gottloses Geschöpf in Deinem vorigen Leben gewesen sein.“ Jener Glaube macht die Chinesen zuweilen sehr hartherzig gegen Kranke und Gebrechliche, selbst wenn sie wissen, daß sie sich ein Verdienst erwerben, wenn sie den Bedürftigen beistehen.

In mehreren Buddhistentempeln befindet sich das Bild

einer Frau, die ein Kind in den Armen hält. Sie führt den Namen Kwan-yin oder „Göttin der Barmherzigkeit“, obgleich die chinesischen Lehrbücher sagen, daß sie keine Göttin, sondern ein Gott sei, der nur dem Aeußeren nach einer Frau gleiche. Besonders steht diese Göttin bei den Frauen Chinas in Ansehen und ihr Bild wird in Ton modellirt in allen Formen zum Verkaufe ausgeboten.

Die Secte der „Tauisten“ wurde durch einen Mann, Namens Lautse: „der alte Mann“ oder Laukiung: „der ehrwürdige Fürst“, der um die Zeit des Confucius lebte, gegründet. Die Secte der „Tauisten“ zählt viele Priester und Laien. Auf offener Straße erkennt man die Priester an ihren blauen oder schieferfarbenen Gewändern, welche übrigens in der Form von denen der Buddhisten nicht abweichen. Die Tauistenpriester verheirathen sich und wohnen in ihren eigenen Häusern. Sie geben vor, wahrsagen zu können und die Magie zu verstehen. Sie werden um Rath gefragt, wenn Jemand den glücklichsten Tag wählen will, um seine Hochzeit abzuhalten oder den Platz zu seinem Grabe auszusuchen. Die Priester behaupten auch, böse Geister austreiben und bei einem, ihnen angezeigten Diebstahl die schuldige Person ausfindig machen zu können. In den Tauistentempeln sieht man eine große Menge Bilder, in der Mitte befindet sich die Büste des Laukiung, während um ihn herum die Büsten seiner Schüler und Anhänger stehen.

In der Provinz Kiangsi lebt ein gelehrter Mann, der das Haupt der Tauisten ist; er wird für erhabener als viele der Götzen gehalten; nach seinem Tode geht die Würde auf seinen Sohn über und dieser genießt dann dieselbe Verehrung wie ehedem der Vater. Die Tauisten leiten den Ursprung jener Familie von dem Hauptgotte: Yuh-wong-schang-ti ab; sie feiern den Geburtstag ihres Oberhaupts und diejenigen ihrer Götzen, von denen die

meisten — Menschen waren, welchen man jetzt nach ihrem Tode göttliche Verehrung erweist.

Die Tauisten glauben, daß es Götter in den Flüssen und Seen und viele Götter auf den Sternen gebe. Ein Götze wird „Herrscher des Donners“, ein anderer „Vater des Blitzes“ genannt. Aber derjenige Gott, der die meisten Verehrer zählt, ist der „Gott des Reichthums“. In jedem Kaufladen kann man seine Bildsäule stehen sehen; die Kaufleute verbrennen vor der letztern Weihrauch, weil sie dadurch die Gunst des Gottes zu erlangen und den Ertrag in ihrem Geschäft zu vermehren hoffen. In Fuhtschau sah ein Missionair zwei Götzen, die von Knaben auf den Köpfen getragen wurden, man schreibt denselben zu, daß sie die Krankheitsstoffe aus dem menschlichen Körper ziehen. Manchmal hat man Gelegenheit, Processionen rothgekleideter Männer, welche Fesseln an ihren Armen tragen, zu begegnen. Es sind dies Personen, die von schweren Krankheiten, — wie sie glauben, mit Hülfe ihrer Götter — genesen sind. Sie tragen Fesseln, um damit anzudeuten, daß sie Sclaven oder Gefangene der Götzen sein wollen, die ihnen Beistand gewährt haben.

Unwillkürlich drängt sich hier dem Europäer die Frage auf: „Glauben die Chinesen auch wirklich, daß ihnen ihre Götzenbilder zu helfen vermögen?“ — Einige von ihnen bilden sich dieß in der That ein, der größte Theil des Volkes aber hat über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit solcher Hülfeleistung gar nicht nachgedacht; die Chinesen beten auf dieselbe Weise, wie ihre Eltern und kümmern sich nicht allzusehr darum, ob ihr Gottesdienst der richtige ist oder nicht.

Ein christlicher Missionair besuchte einst einen kleinen Tempel, der am Ufer eines Flusses im südlichen China liegt. Während er die Götzen betrachtete, kam ein Mann heran und zeigte auf eine sehr lange Steingestalt, indem

er sagte: „Das ist Tong-ngo-da-ti, der „große Herrscher der Tong-ngo“ und fügte bei: „Wir haben hier noch ein anderes Bild desselben Gottes im äußeren Hof, welches an Processionstagen umhergetragen wird.“ „Nun“, entgegnete der Missionair, „es gibt hier zwei verschiedene Bildsäulen, vor welchen verschiedene Altäre errichtet sind, muß ich das so verstehen, daß hier auch zwei verschiedenartige Götter mit demselben Namen bezeichnet werden oder ist ein und derselbe Gott hier zweimal vorhanden?“

„Wie das ist“, entgegnete der Mann, „weiß ich selbst nicht recht.“ Der Missionair fragte hierauf: „Glauben Sie wirklich an die Macht dieses Tong-ngoh-da-ti? Bilden Sie sich denn ein, daß ein General, der vor so vielen Jahren starb und in eine andere Welt hinüber ging, hier noch irgend welchen Einfluß ausüben könne, sei es in gutem oder bösem Sinne.“ Der Mann entgegnete: „Wenn man nachzudenken beginnt, scheint es freilich, als ob so etwas nicht möglich wäre, doch wer kann wissen, wie es sich damit verhält!“

Darauf erzählte der Missionair dem Manne vom einzig wahren Gott, der über Alles wacht, von dem aller Segen fließt und in welchem wir leben und weben und unser Dasein haben.

Viele der gebildeten Chinesen schätzen die Götzen nicht, sondern richten sich nach den weisen Lehren ihres größten Gelehrten Confucius oder Kungfutse, wie die Chinesen den Namen aussprechen. Seine Lehrsätze behandeln jedoch nur das irdische Leben. Die Männer ermahnt Confucius, ihrem Kaiser als gute Unterthanen zu gehorchen, die Weiber, ihren Ehemännern treu zu sein und die Kinder, ihre Pflichten gegen die Eltern zu erfüllen, aber nichts sagt er über die Pflichten gegen Gott. Ueber das zukünftige Leben enthalten die Schriften des Confucius nichts, nicht

einmal lehrt er, daß die Seele fortleben wird, nachdem der Körper todt ist.

Confucius sagt: „Wir kennen das Leben nicht, wie vermöchten wir etwas über den Tod zu erfahren?" — Er hat ganz Recht, nicht zu behaupten, etwas darüber zu wissen, denn ohne das Wort Gottes können wir weder wissen, wie wir ein Gott gefälliges Leben führen sollen, noch was aus uns werden wird, nachdem wir gestorben sind.

Vor der Zeit des Confucius beteten die Chinesen nur Götzenbilder an. Confucius lehrte sie: „Haltet die Götter in Ehren, aber denkt sie euch in der Ferne, denn die Verehrung von Götzen aus Holz und Stein kann euch nicht den mindesten Nutzen bringen."

Confucius selbst machte keinen Anspruch auf göttliche Verehrung. Deshalb sieht man in den Tempeln auch nie seine Büste, aber in jedem Gotteshause befindet sich an der Wand eine kleine hölzerne Tafel angebracht, auf der der Name des Confucius angeschrieben steht und vor welcher jeder besuchende Chinese das Knie beugt.

Confucius lehrt, daß Jedermann seinen Eltern alle mögliche Achtung und Liebe beweisen solle, nicht nur bei Lebzeiten der letzteren, sondern auch nach ihrem Tode. Die beste europäische Art, das Andenken seiner guten Eltern zu ehren, ist doch ohne Zweifel, sich stets ihrer Ermahnungen zu erinnern und immer so zu handeln, wie sie es gerne hätten, wenn sie noch bei uns wären, aber eine derartige gute Aufführung genügt bei den Chinesen nicht. — Die Chinesen schreiben die Namen ihrer verstorbenen Eltern oder sonstigen nahen Verwandten mit goldenen Buchstaben auf eine Tafel und hängen diese in ihren Häusern oder in dem dazu bestimmten sogenannten „Ahnentempel" auf. Vor der Tafel verbrennen dann die Hinterbliebenen zum Zeichen der Verehrung für ihre verstorbenen Lieben duftenden Weihrauch. Das chinesische Volk glaubt, daß

jeder Mensch drei Seelen habe, eine Seele bleibe im Grabe, die andere halte sich in der „Ahnentafel" auf und die dritte steige zum Himmel empor. —

Jedes Jahr findet zu Ehren der Todten ein Fest statt, bei welchem Haufen von Kleidern, Häusern und Sänften aus Papier, auch nachgemachte Banknoten verbrannt werden. Man glaubt dadurch den Bedürfnissen der „armen Seelen" abzuhelfen. Vor die Ahnentafeln setzt man dann Nahrung für die Geister der Eltern und Verwandten, während reiche Leute Tische mit Nahrungsmitteln auf die offene Straße stellen lassen, um auch jene armen Geister, die keine lebenden Verwandten mehr besitzen, nicht Mangel leiden zu lassen. — Die chinesische Geldliebe zeigt sich jedoch auch bei diesem Feste, denn oft ist der untere Theil der Schüsseln mit Erde und Steinen gefüllt und auf diesen befindet sich nur eine dünne Lage von Früchten, Fleisch und Kuchen. Auf solche Weise gewinnt der Opfertisch mit wenig Kosten ein stattliches Ansehen.

Im Frühling wird das Fest Tsing-ming abgehalten. Da kommen die chinesischen Familien in der Nähe der Begräbnißplätze zusammen und knieen vor den Geistern nieder, die man sich hier gegenwärtig denkt. Auch bringen die Leute Opfer von Nahrungsmitteln und nachgemachtem Papiergeld dar. Selbst arme Männer und Frauen, welche alle Tage schwere Feldarbeit verrichten müssen, verbrennen falsches Papiergeld, soviel sie davon aufbringen können. — Auch große Processionen werden um jene Zeit abgehalten, wobei man die Götzenbilder in Tücher von den lebhaftesten Farben gehüllt, durch die Straßen der Stadt trägt. Von allen Gräbern sieht man lange, an beiden Enden ausgezackte Streifen gelben Papieres flattern, das mit einem Steine beschwert ist, um es vom Fortfliegen abzuhalten. Diese Papierstreifen sind nichts anderes als nachgemachte chinesische Cassenscheine.

Aus dem wenigen, was ich euch, meine jungen Freunde, hier über chinesische Religion erzählt habe, werdet ihr ohne Zweifel die Trostlosigkeit der in China herrschenden heidnischen Glaubensbekenntnisse und der durch sie dem Volke aufgedrungenen religiösen Gebräuche erkennen. Ja, wenn jene armen Heiden die Worte der heiligen Schrift wissen würden, dann wären sie gewiß nicht in dem Glauben befangen, daß es diejenigen hungert und friert, die dahin geschieden sind und daß sie Wohnungen, Kleider und Geld nöthig haben, gerade so wie die Menschen, die noch auf Erden wandeln.

„Sie werden nicht mehr hungern noch dürsten, noch wird der Sonne Licht sie belästigen, noch wird die Kälte des Winters sie erstarren!“ — „Glücklich sind die, welche auf Jesus Christus vertrauen, denn ihrer harrt das Himmelreich!“

Die Christen wissen, daß der Heiland nach ihrem Tode für sie sorgen wird, daß er einst vorangegangen ist, um jene herrliche Heimath für sie zu bereiten, wo sie unendliche Glückseligkeit empfinden werden — für alle Ewigkeit. Aber traurig und furchtbar dehnt sich die Zukunft aus vor den Blicken der armen Heiden, Aberglaube füllt ihre Seelen mit banger Trauer und verbittert ihnen die Stunde des Todes durch die Schreckbilder einer unbefriedigten Phantasie.

Desto erfreulicher ist es mir, euch, meine lieben jungen Freunde, mittheilen zu können, daß doch wenigstens ein Sonnenstrahl uns aus diesem dunkelen Gemälde freundlich entgegenblitzt. Es gibt nämlich in China mehrere Tausend wahrer Bekenner Jesu Christi und eben so viele sind schon im Heiland entschlafen und wie wir hoffen, zu Gottes Gnade eingegangen. — Gar oft stellen aber die Eltern den Kindern, welche in christlichen Schulen erzogen, gerne auch Christen wären, die größten Hindernisse entgegen und

versuchen auf jede Weise, die Kinder dem alten heidnischen Glauben zu erhalten. Der hauptsächlichste Beweggrund zu dieser Handlungsweise der Eltern liegt darin, daß sie fürchten, nach ihrem Tode Mangel zu leiden, denn sie wissen wohl, daß ihnen christliche Söhne nicht Papiergeld, Kleider und Speisen opfern werden.

Ein armer Knabe aus einem, in der Nähe der Stadt Fuhtschau liegenden Dorfe wurde von seiner Mutter geschlagen, weil er Christ geworden war. Er ertrug aber alle Mißhandlungen mit der größten Sanftmuth und sagte nur zu der erzürnten Mutter: „Warum schlägst Du mich? ich kann unmöglich wieder zu den alten Göttern zurückkehren; wenn Du mich tödtest, wirst Du mich nur desto eher zu meinem Heiland und Erlöser bringen."

Viele von den armen Leuten, die noch kurz vorher Heiden waren, zeigen starken Glaubenseifer und so bereitwilligen Gehorsam gegen die Vorschriften des Christenthums, daß man unwillkührlich für sie eingenommen wird.

Ein armer Arbeiter in Ningpo, welcher getauft zu werden wünschte, antwortete, als man ihn fragte, wie er es einrichten werde, um den Sonntag feiern zu können: „Es ist unseres Vaters Gebot, den Sonntag heilig zu halten und wir, seine Kinder, müssen ihm gehorchen." Jener Mann war nur ein Knecht und verlor bald seinen Platz, da er den Ruhetag beobachtete, aber Gott ließ ihn keinen Mangel leiden. — Oft verursacht es den Missionairen großen Kummer, daß die chinesischen Christen zu lässig sind, ihren Mitbürgern von dem Heilande, den sie gefunden haben, zu erzählen. Daran ist hauptsächlich ihre abhängige Stellung in der Gesellschaft schuld, doch durch die Gnade Gottes sind die Herzen einiger zum Christenthum Bekehrten derartig von der Kraft des göttlichen Wortes bewegt und begeistert worden, daß sie sich auf's eifrigste bemühen, ihre heidnischen Brüder zum Christen-

thum zu bekehren. Ein solcher Missionair geht von Haus zu Haus und erzählt von Jesus überall, wo er nur Gehör finden kann. Oft wurde er schon beschimpft und sogar mißhandelt, aber das scheint ihn nicht viel zu kümmern, unverdrossen setzt er seine frommen Bemühungen fort. Viele Leute aus dem Süden China's sind nach Australien ausgewandert, um daselbst Arbeit zu suchen oder Gold zu graben.

Ein solcher nach Australien eingewanderter Chinese war von einer englischen Dame als Bedienter angenommen worden. Er verstand ziemlich gut Englisch und war ein noch junger Mann. Die Dame, welche eine sehr gute Christin war, hatte Mitleid mit dem armen Heiden und lehrte ihm das Evangelium. Der Chinese wurde getauft und versuchte bald, auch einige seiner Landsleute im Christenthum zu unterrichten. Ein junger Chinese besonders zeigte vielen Eifer für die neue Lehre. Lehrer und Schüler schlossen bald enge Freundschaft und kamen am Ende überein, in ihre Heimath China zurückzukehren, um dort überall die frohe Botschaft auszubreiten. Gegenwärtig sind Beide beschäftigt, das Evangelium im südlichen China zu predigen und auf diese Weise dem Christenthum immer mehr Anhänger zu gewinnen.

Einst gebrauchte ein chinesischer Missionair folgendes Gleichniß, um damit den Unterschied zwischen den falschen Lehren seiner Heimath und der Religion Jesu Christi deutlich zu machen:

„Ein Mann", so erzählte der Missionair, „fiel in eine tiefe mit Wasser gefüllte Grube und mühte sich in dem schlammigen Wasser vergebens ab, um herauszukommen, denn die Seitenwände waren zu glatt und steil, als daß er an ihnen einen festen Halt hätte fassen können. In Todesangst rief er um Hülfe. Da kam ein Schüler des Confucius die Straße entlang, hörte des Armen Rufen

und trat an die Grube heran, um zu sehen, woran es fehle. Als er nun den Mann da unten in seiner Hülflosigkeit jammern hörte, sagte er:

„Ach, mein armer Freund, es thut mir wirklich leid, Dich in einer so bedauernswerthen Lage zu wissen; ich hoffe, wenn Du wieder herauskommst, wirst Du Dich ein andermal in Acht nehmen, hinein zu fallen.“ Mit diesen Worten entfernte sich der Schüler des großen Confucius. —

Nach einiger Zeit nahte sich der Grube ein Buddhapriester. Als er den Hülferuf hörte schaute er hinunter und sagte zu dem armen Manne: „Wenn Du selbst Dich ein Stück heraufarbeiten könntest, würde ich Dir mit Vergnügen die Hand reichen und Dich vollends herausziehen.“ Der arme Mensch versuchte aber vergebens, dem Rande der Grube ein wenig näher zu kommen, und so gieng der Priester weiter, ohne dem Bedauernswerthen geholfen zu haben. —

Nun aber beugte sich ein liebevolles Antlitz in den Brunnen hinab und eine Hand streckte sich nach dem Untenbefindlichen aus. Der Mann schrie noch immer, und jammerte fortwährend: „Oh, hilf mir, rette mich, schnell! oder ich komme hier um.“ „Ich will Dir gerne helfen“, sagte eine freundliche Stimme, „nur thue, was Ich Dir sage! Schau auf zu Mir!“ Jener that, wie ihm befohlen wurde und fing allmählich an, aus dem Schlamm emporzusteigen. — „Schau auf zu Mir, immer halte Deine Blicke auf Mich gerichtet!“ sagte die Stimme und höher, immer höher stieg der Mann empor, bis er beinahe den Ausgang erreicht hatte und schon das freundliche Licht der Sonne blitzen sah. Da, im Vorgefühle seiner gänzlichen Befreiung schaute er in den Abgrund hinab, um zu sehen, welchen Weg er schon zurückgelegt habe, und wie nahe er schon dem Lichte gekommen sei, als er zu seinem Schrecken

und Entsetzen wieder auf den Boden hinabfiel. „Oh, warum läßt Du mich los? Was habe ich Dir gethan?" schrie er in namenloser Angst. „Du hast nicht gethan, was Ich Dir sagte, versuche noch einmal emporzusteigen und schaue dabei unverwandt auf Mich!" — Das Herz von Dankesgefühlen geschwellt, gehorchte der Arme, und alsbald stieg er empor, höher und höher, bis er in überströmender Freude zu seines Befreiers Füßen niedersank und diesen bat, ihm zu sagen, womit er ihm seine Dankbarkeit beweisen solle. „Fahre fort, Dein ganzes Leben lang das zu thun, was Du soeben gethan hast. Schau auf Mich!"

Nun erkannte der befreite Unglückliche, daß er seine Erlösung aus dem dunkelen Grabe, in welchem er ohne Zweifel hätte umkommen müssen, weder dem Confucius, noch dem Buddha, sondern allein dem Herrn und Heiland Jesu Christo zu verdanken habe. — Auf obige Weise machte der eingeborene Missionair den Unterschied zwischen den in China herrschenden heidnischen Glaubensbekenntnissen und dem Evangelium, seinen Landsleuten deutlich; und gewiß ist seine Erklärung ganz passend und zweckentsprechend.

„Nur Jesus, Er nur ganz allein,
Kann Hülf' und Trost dem Sünder sein!"

Katholiken gibt es in China ziemlich viele. In einigen Städten besitzen sie große Schulen und Waisenhäuser, auch befinden sich in China zahlreiche katholische Klöster. Vor ungefähr 100 Jahren wurden die Katholiken wegen ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse von den damaligen Herrschern China's vielfach begünstigt und ihnen verschiedene Privilegien verliehen, aber in späterer Zeit waren die katholischen Ansiedler oft den grausamsten Verfolgungen Seitens der Beamten des chinesischen Kaisers ausgesetzt. Als im Jahre 1860 der Vertrag von Peking abgeschlossen wurde, verlangten die Franzosen, daß alles Eigenthum

und sämmtliche Güter, welche man den Katholiken abgenommen hatte, den letzteren wieder zugestellt würden, welcher Forderung von den besiegten Chinesen auch stattgegeben werden mußte.

Die Katholiken nennt man in China „Tien-tsû-kiau“ oder die „Bekenner der Religion des Herrn des Himmels“, die Protestanten hingegen „Yasoo-kiau“ oder die Bekenner der „Religion Jesu“. —

Als die beiden Engländer, Herr Parkes und Herr Loch von chinesischen Beamten eingekerkert und grausam mit Ketten belastet worden waren, zeigten sich einige der in demselben Kerker befindlichen eingebornen Gefangenen sehr liebevoll gegen die gefangenen Europäer.

Mr. Loch schreibt: „Ich hatte drei Wächter, welche am Tage auf mich Acht geben mußten, und bei Nacht saß überdies noch ein Mann am Kopfende meines Bettes. Ihre Obliegenheiten bestanden darin, mein Bett zu machen, sowie mir Wasser zu bringen, wenn ich mich waschen wollte, auch hatten sie dafür zu sorgen, daß ich pünktlich meine Mahlzeiten erhielt.

Während meines damaligen Kerkerlebens fiel mir das gute Einvernehmen auf, welches zwischen den Gefangenen herrschte; sie schienen gegenseitig große Theilnahme mit ihrem traurigen Schicksal zu empfinden, und oft genug kam es vor, daß diejenigen unter den Gefangenen, welche ein etwas besseres Mittagsessen erhalten hatten, auf das Bereitwilligste mit ihren übrigen Cameraden theilten.“

Herr Parkes drückte sich ganz in demselben Sinne über das Benehmen seiner chinesischen Mitgefangenen aus.

Um dieselbe Zeit wurde ein junger Seeofficier mit seiner Schiffsmannschaft in einer Stadt des südlichen China's eingekerkert. Die Gefangenen wurden von den tartarischen Soldaten auf barbarische Weise oft viele Stunden lang ohne Nahrung gelassen und derartig mißhandelt,

daß sie krank und wund auf das feuchte, dumpfige Stroh ihres Gefängnisses hinsanken.

Während der Nacht kamen die Soldaten oft mehrmals mit einem Scharfrichter, rissen die Gefangenen aus dem Schlafe und deuteten durch Zeichen an, daß sie denselben die Köpfe abschlagen lassen wollten. Es war dies aber nur eine grausame Quälerei, denn die Soldaten entfernten sich nach einiger Zeit wieder, ohne ihnen ernstlichen Schaden zugefügt zu haben. — Für die armen Europäer war die Zeit ihrer Gefangenschaft in jenem schrecklichen Kerker unter der Bewachung so roher Soldaten eine schlimme Prüfungszeit, aber doch wurde ihnen im Laufe derselben einige Erleichterung durch einen alten chinesischen Arzt verschafft, der die Gefangenen auf die freundlichste Weise tröstete und — so lange ihm dieß von den Tartaren erlaubt wurde — ihre schmerzhaften Wunden verband.

Nach dreißig Tagen wurden sie endlich in Freiheit gesetzt und der Doctor brachte seinen eigenen Pony herbei, damit der Officier hinab zum Schiffe reiten könne. Die Engländer hielten es für wahrscheinlich, daß der alte Doctor ein Bekenner Jesu Christi sei, denn wenn er seine Patienten besuchte, pflegte er oft mit freudigem Gesichte aufwärts zu zeigen! — mittelst der Sprache vermochte er sich den Europäern ja nicht verständlich zu machen — aber jene Handbewegung genügte, um die Hoffnung in den Herzen der armen Leidenden aufrecht zu erhalten.

„Vertraue auf Deinen Herrn und Heiland!
Er wird Alles wohl machen!“

war die Sprache jenes erhobenen Fingers.

Nun, meine christlichen Brüder, sollten wir wohl weniger gut gegen unsere Mitmenschen sein, als die Heiden? — Ihre armen Seelen sind ohne die Gnade

Gottes für die Ewigkeit verloren, wir aber haben das „Brod des Lebens“, die Erkenntniß Jesu Christi und unsere Pflicht ist es, ihnen davon mitzutheilen, gerade so, wie jene Heiden ihr Brod mit den christlichen Gefangenen theilten.

Jene Heiden sind Sclaven des Aberglaubens und ihre Herzen in die Fesseln geistigen Elends geschlagen. Durch Gottes Gnade haben wir Christen über die vielfachen Irrthümer des Heidenthums den Sieg davon getragen, und nun liegt uns ob, auf's ernstlichste zu versuchen, auch jene armen Götzendiener auf den rechten Weg zu leiten und ihnen allmählig dadurch wahre geistige Freiheit zu verschaffen.

„Wenn der Sohn euch frei wird machen,“
Dann seid ihr wahrhaft frei!“

Schwach und verwundet, krank und betrübt sind die Seelen der Heiden, wir kennen den großen Arzt, der allein sie heilen und von ihren Leiden erlösen kann.

Euch Allen hat Er ja aus Noth und Bedrängniß geholfen — nun so fleht Ihn auch um Mitleid an für diejenigen, die ihre Gefahr nicht sehen und nicht um Barmherzigkeit bitten für ihre armen Seelen.

Auf! laßt uns versuchen, meine christlichen Brüder, alles, was in unserer Macht steht, für das arme Heidenvolk China's zu thun.

Laßt uns auf jede mögliche Weise die Missionaire unterstützen, jene edlen Männer, welche freudig ihre Heimath verlassen, um im fernen Osten, unter tausend Gefahren, eine kleine Christengemeinde zu versammeln und diese zu lehren, freudig auf dem rechten Wege vorwärts zu blicken, bis jene Zeit kommt, wo:

„Jesus wird die Herrschaft haben
Ueber die ganze Welt, —
So weit, als Gottes Sonne
Die Erde mild erhellt;
Im Osten und im Norden,
So weit ein Stern noch glüht,
Bis zu den fernsten Orten
Im Westen und im Süd!“

Dann wird allen Heiden kund werden:

Die Macht des christlichen Gebet's.

In Stunden der Entmuthigung
Wenn's gar so trübe geht,
Gibt Trost mir und Ermuthigung
Ein inniges Gebet.

O, eine wunderthät'ge Macht
Wirkt in dem heil'gen Wort,
Die unbeschreiblich selig macht,
Nimmt allen Kummer fort.

Und von der Seele rollt die Last
Des Zweifels. „Glaub'“ zieht ein,
Und wenn Du so gebetet hast,
Fühlst Du Dich leicht und rein!

„Alles zur größeren Ehre Gottes!“

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.